Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte
Korrespondenz-Blatt

Korrespondenz-Blatt

der

Deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von

Professor Dr. Georg Thilenius

Generalsekretär der Gesellschaft

Hamburg.

Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

XLVIII. Jahrg. Nr. 1/3. **Jährlich 12 Nummern.** Jan./März 1917.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen usw. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren; s. S. 16 des Jahrg. 1894.



Zur Anthropologie der Juden.

Von Professor J. Kollmann, Basel.

Über die Juden besitzen wir eine reichhaltige Literatur, durch die sie eine verschiedene Auffassung erfahren. Die Einen stellen sie als eine reine Rasse dar (Blumenbach, Andree, Jacobs), Andere behaupten, die Juden hätten verschiedene Rassenelemente in sich aufgenommen (Renan, Vogt, Brocca u. a. m.). Blumenbach erklärte, der jüdische Volksstamm habe, trotz Verbreitung über die ganze Erde, seinen Typus rein bewahrt. Für R. Andree hat kein Volksstamm so der Zeit widerstanden, und der Engländer Jacobs unterstützte diese Ansicht. Er sieht die Juden als die direkten Nachkommen der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob an. Seit den letzten 20 Jahren ist manche Änderung bezüglich der Ansicht über die Rassenreinheit der Juden eingetreten. Die neueren Anthropologen sind der Meinung, daß verschiedene Rassenelemente vereinigt sind; Ripley, Ikow, v. Luschan u. a. halten die modernen Juden zusammengesetzt aus arischen Amoritern, dann aus wirklichen Semiten, aus Armeniern und aus Nachkommen der alten Hethiter. Neben diesen wichtigen Elementen werden auch noch andere Beimengungen angenommen.

Für einen zusammengesetzten Aufbau sprechen zahlreiche Beobachtungen, wie die folgende Tabelle aufweist, welche nahezu 4000 Messungen aufführt: von Jemen und Samaria bis zu den Juden im Großherzogtum Baden, wobei eine kurze Reihe alter Schädel in Betracht kommt aus den Katakomben Roms und aus einem alten Judenfriedhof in Basel.

Das Zahlenmaterial ist, wie man sieht, nicht ganz gleichmäßig. Die Zahl der Schädel ist sehr gering, weil die Juden alle Anstrengungen machen, ihre Angehörigen in den Friedhöfen sorgfältig zu begraben. Die meisten Messungen stammen also von Lebenden und die Reduktion ist nicht durchgeführt worden, wie es sonst üblich ist. Allein die Tatsache geht unbestreitbar aus diesen Zahlen hervor, daß Langschädel, Mittel- und Kurzschädel unter den Juden vorhanden sind. Dabei ergibt sich, daß die Kurzschädel oft über 80 Proz. betragen, z. B. in Südrußland, Kleinrußland, in Ungarn usw. Die Zahl der Dolichokephalen ist sehr verschieden. Im Gouvernement Minsk, unter den Spaniolen in Jerusalem und Konstantinopel kommen bis zu 14 und 19 Proz. vor, in Jemen sogar 66 Proz. (siehe die Tabelle).

Kopfindex von Juden in gewissen Ländern.

Personenzahl	Land und Klasse von Juden	Prozentsatz von Personen mit Index von			Forscher
		— 75	75—80	80 +	
78	Juden in Jemen	66,6	26,9	6,41	Weißenberg
35	Samaritaner	23,0	45,8	31,5	Huxley
37	Mesopotamien	13,5	54,0	32,4	Weißenberg
14	Palästina, Eingeborene	7,1	42,8	50,0	„
130	Spaniolen in Jerusalem und Konstantinopel	14,6	60,0	25,4	„
413	Galizien	3,6	17,6	78,6	Majer und Kopernicki
100	Südrußland	1,0	18,0	81,0	Weißenberg
438	Kleinrußland	0,9	13,47	85,6	Talko-Hryncewicz
275	Westrußland	1,8	37,4	60,7	Fishberg
112	Turin, Italien	2,6	19,6	77,6	Lombroso
86	Baden	—	11,60	87,8	Ammon
67	Gouvernement Minsk	19,4	26,8	53,7	Stieda
73	„ „	11	19	70	Ikow
	Juden in Europa	5	45	50	v. Luschan
200	Polen	1,0	23,5	75,5	Elkind
140	Ungarn, in den Vereinigten Staaten Eingewanderte	1,42	16,4	82,1	Fishberg
5	Aus den Katakomben Roms	2	2	83	Lombroso
13	Alter Judenfriedhof in Basel (um 1400)	—	2	10	Kollmann

Diese verschiedenen Schädelformen besitzen jedoch nicht ein und dasselbe Gesicht, es kommen vielmehr zwei Physiognomien vor, welche sich sowohl am Gesichtsschädel als an der Physiognomie der Lebenden erkennen lassen. Die Beobachtungen am Lebenden sind naturgemäß ungemein zahlreich, während Messungen an den knöchernen Teilen des Gesichtes außerordentlich spärlich sind. Betrachten wir zunächst die eine Form. Sie besitzt jenes schmale, hohe Antlitz mit gebogener, oft stark gekrümmter Nase, was schon von den assyrischen Denkmälern her bekannt ist. Es sind das die Schmalgesichter, die Leptoprosopen mit braunen, großen Augen, schwarzem Haar und dunkler Haut. Die Lippen leicht geschwellt, ist es jene Gesichtsform, welche Michel Angelo in seinem Moses so hinreißend verherrlicht hat. Von diesem Gesichtsschnitt gibt es sowohl Männer als Frauen von hoher Schönheit.

Die zweite Gesichtsform der Israeliten Europas besitzt ein breites Gesicht (Chamäprosopie). Die Nase ist an der Wurzel breit, der Rücken eingebogen, das Nasenende verbreitert. (Fishberg gibt über 22 Proz. Plattnasen an.) Der Zahnbogen des Ober- und Unterkiefers weit, so daß die Zahnreihen breit sind. Lebende Vertreter dieser zweiten Gesichtsform sind ebenso häufig zu finden wie die der ersten. Bei dem zähen Festhalten der jüdischen Familien untereinander ist es begreiflich, daß die Merkmale der beiden erwähnten Formen, deutlich gemischt, nebeneinander in demselben Angesicht zum Vorschein kommen. Ihre Mischlinge sind zahlreich. Zu den drei Verschiedenheiten der Schädel und der zwei Unterschiede in dem Bau der Gesichter kommen noch die auffallenden Merkmale der Augen, der Haare und der Haut. Es gibt bekanntlich Brünette und Blonde. Man bezeichnet die Brünetten als Leute mit dunklen Augen, dunklen Haaren und dunkler Haut. Im Gegensatz dazu besitzt die blonde Komplexion blaue Augen, blonde Haare, helle Haut. R. Virchow hat einst Mitteilungen über 75000 jüdische Kinder erstattet. Danach hatten 65 Proz. dunkles Haar, 52 Proz. dunkle Augen, 32 Proz. helles Haar und 46 Proz. helle Augen. Die Juden in Jemen haben sämtlich dunklen Teint. Die Juden Italiens enthalten nur eine kleine Proportion Blonder. Die englischen Juden haben die höchsten blonden Proportionen, 25 Proz. mit hellem Haar[1]).

Körpergröße. Das Höhenmaß moderner Juden ist sehr verschieden, doch herrscht im ganzen die mittlere Statur, wie die Statistik der osteuropäischen Regierungen ergibt. Das Durchschnittsmaß beträgt wenig über 161 cm; in Bayern 162 cm; in Ungarn, Klein-Rußland und in der Bukowina zwischen 163 und 167. Doch ist, wie überall, zu berücksichtigen, daß die Wehrpflichtigen zur Zeit ihrer ersten Gestellung die volle Körperhöhe noch nicht erreicht haben[2]).

[1]) Rothaarigkeit. Rotes Haar kommt unter den Juden häufig vor. In Europa sind 4 Proz. rothaarig. Den alten Hebräern war Rothaarigkeit bereits bekannt. Die Kanaaniter werden auf den ägyptischen Denkmälern mit rotem Haar und rotem Bart dargestellt. Die Herkunft dieser Blonden ist noch gänzlich unaufgeklärt. Der Einfluß des Klimas wird in den Vordergrund gestellt, dann die soziale und sexuelle Auslese und endlich Heirat mit den blonden biblischen Amoritern. Allein keine dieser Vermutugen läßt sich genügend begründen.

[2]) Durch die russischen Rekrutierungsbehörden ist die kurze Statur der Juden als ein Rassenmerkmal

Zu den eben gemachten Angaben über Blonde und Brünette ist noch hinzuzufügen, daß die europäischen Juden alle zur weißen Rasse gehören. Dabei ist freilich auf die beiden schon oft angeführten Modifikationen hinzuweisen, über deren Herkunft folgendes zu sagen ist: Die brünette Modifikation der Juden gehört zu den drei mediterranen brünetten Völkermassen, die als Lang-, Mittel- und Kurzschädel (siehe die Tabelle Nr. 1) in großer Zahl vorkommen, wobei die Brachykephalie besonders stark vertreten ist. Diese brünetten Juden haben sich wahrscheinlich in Verbindung mit den übrigen mediterranen Formen an den Ufern des Mittelmeeres ausgebreitet. Sie zogen dann der Iberischen Halbinsel entlang nach Gallien bis zum Ärmelkanal und mit den verwandten Phöniziern bis in die Ostsee. Das geschah schon in alter Zeit, wie die Nachrichten über die Phönizier, die Hebräer Ägyptens und über die Juden im alten Rom annehmen lassen. Der Mythus vom Fluch zum ewigen Wandern durch alle Lande lastet auf den mediterranen Formen seit uralter Zeit. Die Wanderschaft begann jedoch lange vor der Erfindung des ewigen Juden.

Läßt sich auf die angegebene Weise die Herkunft der brünetten Semiten Europas nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse genügend aufklären, so ist dies noch sehr unvollkommen der Fall mit den blonden Juden. Sie erscheinen nach den vorliegenden Tatsachen besonders häufig in Gesellschaft der blonden Nordgermanen und der blonden Ostslawen. So bieten sich zwei Annahmen dar: die eine schließt aus der Gesellschaft des Vorkommens auf eine gleichzeitige Umwandlung in die blonde Komplexion im Zusammenhang mit den Nordgermanen und Ostslawen, die andere denkt an eine Konvergenzerscheinung, welche durch das Zusammenleben im Norden begünstigt wurde. Auf eine Wirkung sexueller Einflüsse oder des Klimas wäre um so weniger Gewicht zu legen, als schon in Palästina einst, und zwar im Norden des Landes, blonde Komplexion hervorgetreten ist [1]).

gekennzeichnet worden. Bei Fishberg (Rassenmerkmale, S. 41) ist die mittlere Körpergröße der Juden in verschiedenen Ländern angegeben.

[1]) Semitische Völker. Es werden unterschieden a) die nördlichen: Armenier, Syrier, Mesopotamier bis zur Persergrenze; b) Phönizier und Hebräer (in Ägypten); c) der arabische Ast: Nordküste Afrikas Beduinen, Mauren; d) Abessinien; e) Berber im nördlichen Afrika bis zur Grenze der periodischen Regen. Nicht alle die genannten Völker stehen in genetischem, näherem Zusammenhang mit den Juden. Sie sind nur durch die Sprache verwandt, aber nur teilweise durch somatische Merkmale.

Das Urteil über die körperlichen Merkmale der Juden Europas schwankt noch immer hin und her. Eingangs wurden einige Autoren angeführt, welche mit großer Sicherheit das Vorkommen jüdischer Eigenschaften anerkannten. Die unverkennbaren Merkmale der Juden haben von den babylonischen Monumenten her schon seit 6000 Jahren vorgehalten. Dieser Umstand sichert allen Merkmalen eine lange Dauer, die nahezu unbegrenzt scheint, und berechtigt dazu, alle Judenformen Europas als Unterrassen von der weißen Rasse abzutrennen. Diese Unterrassen sind uralter Herkunft, das beweist die Zähigkeit der Merkmale. In der neueren Zeit wird jedes typische Merkmal bestritten, „es gibt keinen jüdischen Schädeltypus, keine jüdische Nase, ja nicht einmal ein jüdisches Gesicht". Manche dieser Behauptungen lassen sich nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse noch nicht völlig widerlegen. Jüdische lebende Schädel existieren sicher, denn in der kleinen Tabelle Nr. 1 sind Lang-, Mittel- und Kurzköpfe zweifellos nachgewiesen. Aber die knöchernen Schädel fehlen als Vergleichsobjekte, weil die Gräber der Juden sie fest verschließen. Das nämliche gilt von dem Nachweis der Gesichtsformen, die jedem unverkennbar entgegentreten, der sie sehen will.

Allein es ist sehr schwer, die Gelehrten von dem Vorkommen der zwei Gesichtsformen bei den Juden zu überzeugen. Ist es doch noch nicht einmal im Bereich der Germanen und Slawen gelungen, die Anerkennung dieser zwei Formen bei den Kraniologen durchweg sicher zu erreichen. In den Weichteilen, welche das Gesicht bedecken, prägt sich jedoch die Eigenart des Antlitzes scharf genug aus, und es wird kaum jemals gelingen, die Zeichen an der Nase und an der Lippe bedeutungslos beiseite zu schieben. Man muß vielmehr anerkennen, daß von der Hauptmasse der Ursemiten sich zwei Hauptstämme abgezweigt: Blonde und Brünette. Die Brünetten sind an die mediterranen Formen angeschlossen und näher verwandt untereinander als mit den blonden nordischen Formen, welche sich den Slawen und Germanen angegliedert haben. Beide Formen sind Glieder eines sekundären Rassenkontinentes, aber durch die Polymorphie [1]) mit anderen

[1]) Diese Polymorphie der alten Semiten besteht in folgenden Formen:

Blonde Juden:

Dolichokephale mit langem Gesicht, nordisch-germanische Form der Semiten. — Mesokephale mit langem Gesicht, nordisch-germanische Form der Semiten. — Brachykephale mit langem Gesicht, nordisch-germa-

Merkmalen der Formgestaltung des Menschengeschlechts ausgestattet.

Aus diesen Erfahrungen wird ersichtlich, daß innerhalb der Juden nicht eine einzige Form existiert, sondern mehrere. Sie leben jetzt zerstreut unter den indogermanischen Völkern. Haben sie sich auch vielfach mit der nicht semitischen Umgebung vermischt, die alte Trennung in Blonde und Brünette ist dennoch trotz allem erhalten geblieben. Niemand wird diese beiden Formen aus einem Produkt der Rassenmischung herleiten wollen, sie waren stets ein Produkt der Neubildung, aus einer unbekannten Grundform, entstanden in dem sekundären Rassenkontinent Vorderasiens. Das geschah nicht etwa erst in den letzten Jahrhunderten, sondern wohl gleichzeitig mit den übrigen blonden und brünetten Formen Europas schon in alter, vorhistorischer Zeit[1]).

Die große Rassenzähigkeit wird dadurch verständlich bei den Juden wie bei den übrigen Vertretern der weißen Rasse. Viele hoffen und wünschen die Assimilation der Juden, aber sie ist hoffnungslos, weil ihre Formen zähe und uralt sind wie die übrigen Formen Europas. Sie mögen bei ihren weiten Wanderungen freiwillig oder gezwungen sich vermischt haben, dennoch sind die spezifischen Merkmale festgehalten worden. Die Kernfäden (Chromosomen), die bei der Zeugung wirksam werden, sind in ihren Kräften unzerstörbar bei allen Rassen und bei all ihren polymorphen Bildungen[1]).

Zusammenfassung.

Die Juden Europas sind hervorgegangen aus der polymorphen Gliederung der weißen Rasse. Sie stellen eine Unterrasse dar. Lang-, Mittel- und Kurzschädel sind unter den Juden nachgewiesen, ebenso Lang- und Breitgesichter. Die Weichteile des Gesichtes besitzen eine bestimmte Eigenart, die sich zurzeit noch der messenden Darstellung entzieht. Diese Eigenart ist unverkennbar ausgeprägt.

Die brünetten Juden kommen vorzugsweise im Bereich der mediterranen Gebiete vor.

Die blonden Juden sind an die nordischgermanischen und an die slawischen Formen der weißen Rasse angegliedert. Die blonden und brünetten Juden sind, nach ihren Merkmalen zu schätzen, aus einer unbekannten Mittelform entstanden.

Vorderasien darf als die alte Heimat der Juden betrachtet werden. (Rassenkontinent).

Die schwarzen und die gelben Juden sind Abkömmlinge der schwarzen und der gelben polymorphen Rasse und mit den jüdischen Unterrassen der weißen Hauptrasse nicht verwandt.

Literatur über die Juden.

Bloch, Ad.: De l'origine de Hebreux Bull. et Mém. Soc. Anthr., p. 637. Paris 1909.

Fishberg: Die Rassenmerkmale der Juden. Mit 42 Tafeln und umfangreicher Literatur. München 1913.

Derselbe: North African Jews. In Boas anniversary volume. New York 1906.

Haeckel, E: Natürliche Schöpfungsgeschichte. Zehnte verbesserte Auflage. I. Teil. 6 Vorträge. Generelle Morphologie 1866, II, S. 250 (Polymorphie).

nische Form der Semiten. — Dolichokephale mit breitem Gesicht, slawische Form der Semiten. — Mesokephale mit breitem Gesicht, slawische Form der Semiten. — Brachykephale mit breitem Gesicht, slawische Form der Semiten.

Brünette Juden:

Mediterrane Dolichokephalen mit langem Gesicht der Semiten. — Mediterrane Mesokephalen mit langem Gesicht der Semiten. — Mediterrane Brachykephalen mit langem Gesicht der Semiten.

Dieser sekundäre Kontinent ist an den Kontinent der weißen Rasse angegliedert durch die oben anmerkungsweise genannten Völker. Man könnte also Kleinasien als einen kleinen sekundären Rassenkontinent bezeichnen.

Das merkwürdige Vorkommen von schwarzen Juden im Bereich der schwarzen Rasse und von gelben Juden innerhalb der gelben Rasse läßt die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß mit Hilfe dieser Physiognomien die Unterschiede zwischen Negern und den gelben Asiaten sich noch anatomisch aufklären lassen. Jede dieser farbigen Rassen enthält ebenfalls Lang-, Mittel- und Kurzschädel und lange und breite Judenangesichter. Die schwarzen Juden von Malabar, der Admiralitätsinseln, die Felaschas von Abessinien und des Bismarckarchipel (Parkinson, S. 351), die schwarzen Juden der Loangoküste, die Juden von Cochin, China und Japan, welche der gelben Rasse angehören, sind Beweise von der unabhängig gewordenen Eigenart in jedem dieser Kontinente. Sie sind hier Teile der gelben und dort Teile der schwarzen Rasse, sind Folgen der Polymorphie.

[1]) Die Juden, die einen ausgeprägten Typus an sich tragen, „haben die verschiedenen Sprachen ihrer Gastvölker angenommen und ihre eigene Sprache seit Jahrtausenden aufgegeben, obwohl sie sich nicht mit ihnen vermischen. So wenig haftet die Sprache". Um so mehr ist dies mit den Rasseneigenschaften der Fall. Sie erhalten sich Jahrtausende. Bei Feist, die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung, S. 349.

[1]) Gute Beobachter haben längst erkannt, daß unter den Juden nicht eine, sondern mehrere Formen zu unterscheiden sind (so Renan bei Bloch). — Die Bemerkung von Kuhn ist gewiß richtig, daß in der Anthropologie Vorderasiens bezüglich der Juden eine tiefere Einsicht zu erwarten ist. — Vielleicht sind die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Armeniern und Tachtadschy für die Aufklärung der Judenabstammung von Wert. (Bei Petersen und v. Luschan, a. a. O.) — Zusammensetzung von 179 Armeniern: 79 Lang-, 84 Kurzköpfe und 16 Mesokephalen. — Ripley versteigt sich zu dem überraschenden Spruch: „Die Juden sind keine Rasse, sondern nur ein Volk". A. a. O., S. 400.

Ikow, C.: Neue Beiträge zur Anthropologie der Juden. Arch. f. Anthrop., Bd. 15, S. 369.
Kohn, A.: Die prähistorischen Perioden in Palästina. Wiener Mitt., Bd. 44, S. 81 (1914).
Kollmann und Kahnt: Schädel und Skelettreste aus einem Judenfriedhof. Verh. d. Naturf. Ges. Basel, VII. Teil, S. 648 (1884).
Luschan, F. von: Die anthropologische Stellung der Juden. Korrespondenzblatt d. Deutsch. Anthrop. Ges., Bd. XXII, S. 94, 102. 1892.
Derselbe: Die Tachtadschy. Arch. f. Anthr., Bd. XIX. Auch hier werden Schädel verschiedener Form angeführt.
Derselbe: Ausgrabungen in Sendschirli. Typische Reliefs im III. Heft, Tafel 40—42. Ztschr. f. Demographie u. Statistik der Juden. Berlin-Halensee 1905.
Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee. Mit Tafeln u. Textabbildungen. Stuttgart 1907.
Petersen und von Luschan: Reisen in Lykien Milyas und Kibyratis. Mit 40 Tafeln und Figuren im Text. Wien 1889.
Stieda, L.: Ein Beitrag zur Anthropologie der Juden. Arch. f. Anthr., Bd. XIV, 1883. (Hier viel Literatur.)
Weißenberg, S.: Jemenitische Juden (Elisabethgrad). Ztschr. f. Ethn., 41. Jahrg., S. 1 (1909.)
Derselbe: Mitt. d. Wiener Anthr. Ges., Bd. XXXIX, S. 225 (1909).
Derselbe: Die syrischen Juden. Ztschr. f. Ethn. Heft 1. 43. Jahrg., 1911.

Ptolemäus und die clades Variana.

Von Prof. Dr. C. Mehlis.

Die Niederlage des Varus im sogenannten Teutoburger Walde — die Annales des Tacitus (I, 60) bringen die einzige Ortsbestimmung für den Ort der Schlacht haud procul Teutoburgiensi saltu — vom Jahre 9 n. Chr. hat bekanntlich eine Flut von Schriften hervorgerufen, in der sich über den Ort und den Tatbestand gestritten wurde. Trotz Mommsen, Zangemeister, Delbrück, Schuchhardt u. A. sind auch heute die topographischen Grundlagen der Niederlage und Vernichtung eines mindestens 20000 Mann umfassenden Römerheeres zwischen Weser und Rhein noch strittig, und selbst von Ausgrabungen ist für die Lösung des Problems von der Varusschlacht kein Heil zu erwarten. Einen neuen Weg hat der Verfasser eingeschlagen, indem er die Angaben des Ptolemäus, die in seiner Geographia enthalten sind, welche um 150 n. Chr. zu Alexandria entstand, zur Hilfe beizog, und zwar die daselbst für eine Reihe von poleis = „Städte“ gegebenen Namen und astronomische Länge- und Breitebestimmungen. Um ein methodisch und rechnerisch richtiges Ergebnis zu erhalten, mußte zuerst eine mathematische Formel für die Reduktion der von Ptolemäus angeführten Koordinatenwerte gefunden werden. Diese stützen sich auf zwei Tatsachen: 1. Die zu gering berechnete Länge der Grade, was $^{1}/_{6}$ ausmacht; 2. auf die zu groß angenommene Ausdehnung des Hipparch, Marinus und Ptolemäus bekannten Orbis terrarum, ein Fehler, der 26° ausmacht. Letzterem Mißstand hat bereits der Krakauer Prof. J. N. von Sadowski in seiner Preisarbeit: Die Handelsstraßen der Griechen und Römer (Übersetzung 1877), abzuhelfen gesucht. Mit Hilfe dieser Formel gelang es dem Verfasser von Vetera = Xanten ausgehend, dem Hauptstützpunkte der Römer in der Augustusperiode, nicht weniger als 22 poleis genau zu bestimmen, und zwar bis zur Weser nach Osten, bis zum Main nach Südosten zu. Den Ort Tulisurgion nahm diese Forschung mit Wilhelm und Zeuß als einen Schreibfehler an für Teutoburgion = Teutoburg = die Grotenburg, d. h. die große Volksburg, auf der jetzt das Hermannsdenkmal sich als ein Siegesmal der Germanen über welsche Tücke erhebt.

Eine Reihe von Entfernungen zwischen je zwei solcher Ptolemäischer Städte konnte bis auf $^{1}/_{2}$ km genau bestimmt werden, so daß ein Zweifel an den erreichten Resultaten ausgeschlossen ist. Der Ort Munition = lateinisch Munitio = Festung wurde als der bei Örlinghausen nördlich der Grotenburg gelegene Tönsberg bestimmt, auf dem sich eine gewaltige Ringburg der Germanen und später der Sachsen erhebt. — Pheugaron = φεύγαρον wurde mit dem bekannten Aliso des Drusus identifiziert. Pheugaron = Refugium ist ein Deckname. — Aber nicht genug damit: selbst die Einzeichnung des Teutoburger Waldes auf der ältesten Karte Germaniens, die zweifellos auf Ptolemäus zurückgeht, wie der beste Kenner der Ptolemäus-Handschriften, Prof. Joseph Fischer zu Feldkirch, annimmt, und dem Codex Urbinas 82 im Vatikan angehört, konnte im Anschluß an obige Nachweise erhärtet werden. Ein Waldgebirgszug zieht sich auf dieser dem 11. bis 12. Jahrhundert angehörigen Karte Germaniens vom Ursprunge des Amisias = Ems bis zur mittleren Weser hin, und gerade in diese hinein ist die polis: Teutoburgion = Talisurgion, ein-

gezeichnet. — Offenbar hatte der Alexandriner aus römischen, genau angefertigten Generalstabskarten Kenntnis genommen von den römischen Kastellen und Orten, die sich zu den Zeiten des Drusus, Tiberius und Germanicus zwischen Rhein und Weser befanden, und ebenso von der Lage des Varianischen Schlachtfeldes im Teutoburger Bezirke. — Bei der Wichtigkeit der Sache für die deutsche Geschichte unterbreitet der Verfasser seine Abhandlung mit Karten und Ansichten der Königl. Akademie der Wissenschaften zu München.

Württembergischer Anthropologischer Verein.

Bericht über 1914 (zweite Hälfte) bis 1916.

Der Jahresausflug des Vereins fand am 24. Mai 1914 unter ungewöhnlich starker Beteiligung statt. Ziel war zunächst die Limburg bei Weilheim mit Besichtigung der dort vom K. Landeskonservatorium gemachten Ausgrabungen (neolithische Pfahlbausiedlung und mittelalterliche Burg mit Kapellenresten), welche Prof. Goeßler und Assistent Bersu im einzelnen erklärten. Daran schloß sich ein Besuch des Alpinums auf dem Lichtenstein, angelegt hauptsächlich von Apotheker Hölzle-Kirchheim. Von da fuhren die Teilnehmer nach der Stelle der berühmten Hauffschen schwäbischen Liasfunde bei Holzmaden, wobei Prof. Fraas und B. Hauff in liebenswürdigster Weise die herrlichen Pentacrinus- und Wirbeltierfunde aus dem Posidonienschiefer vorführten. Ein geselliges Zusammensein in Kirchheim beschloß den Tag.

An der historischen Abteilung der Stuttgarter Ausstellung für Gesundheitspflege beteiligte sich der Verein durch einen Beitrag für die Gruppe „Der Mensch in Südwestdeutschland“, um deren originelle Aufstellung außer Prof. Goeßler, dem Vorsitzenden der historischen Abteilung, vor allem Hofrat Dr. Schliz sich verdient gemacht hatte.

Einen schweren Verlust erlitt der Verein durch den Tod seines 1. Vorsitzenden, Prof. Dr. Fraas, der am 6. März 1915 starb. Am 9. März fand die Feuerbestattung auf dem Pragfriedhof statt. Am Sarge legte der stellvertretende Vorsitzende Prof. Dr. Krämer im Namen des Vereins einen Lorbeerkranz nieder.

Am 22. Juni 1915 starb das langjährige Vorstandsmitglied Hofrat Dr. Schliz in Heilbronn. An seinem Grabe wurde im Auftrage des Vereins von Dr. R. R. Schmidt aus Tübingen ein Kranz niedergelegt.

Auf Anregung von Prof. Dr. Krämer beschließt der Verein im Dezember 1915 die Errichtung einer „Fraas-Stiftung“, deren Zinsen zu Ausgrabungen aus dem schwäbischen Boden bestimmt sein sollen. Die Funde werden den schwäbischen Museen überwiesen. Verwalter der Fraas-Stiftung ist der Ausschuß des Württembergischen Anthropologischen Vereins.

8. Januar 1916. Im Vortragssaal des Landesgewerbemuseums Gedächtnisfeier für den verstorbenen 1. Vorsitzenden Prof. Dr. Fraas. Prof. Krämer eröffnet die Sitzung und erteilt das Wort Prof. Dr. Goeßler, der in einer warmempfundenen Gedächtnisrede der Trauer des Vereins über das frühe Hinscheiden des hochverdienten Forschers würdigen Ausdruck gab. Zugleich gedenkt der Redner des verstorbenen Ausschußmitgliedes Hofrat Dr. Schliz in Heilbronn (siehe Prähist. Zeitschr., Bd. VII, S. 237—241). Die Versammlung ehrt das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Hierauf folgte ein Vortrag von Prof. Dr. v. Luschan über die Rassen und Völker der Asiatischen Türkei. Der Vortragende gibt aus dem reichen Schatz seiner persönlichen Erfahrungen und Forschungen interessante Schilderungen und Erklärungen über das bunte Völkergemisch dieses Landes. Er leitet ein mit einem Blick auf die volkbelebte große sogenannte Neue Brücke in Konstantinopel, woselbst sich das dort herrschende Sprachen- und Völkergewirr in seiner ganzen Fülle zeigt. Bei 17maligem Aufenthalt in Konstantinopel hatte der Redner Gelegenheit, eingehende Beobachtungen dort selbst zu machen. Es folgte eine lange Reihe köstlicher Einzeltypen von Afrikanern, Negern, Juden, Zigeunern. Bei jedem einzelnen Bild wurde auf Rasseneigentümlichkeit, Verwandtschaft, Volkscharakter, Sprache, Religion usw. hingewiesen. Zum Schluß gab der Vortragende der Anschauung Ausdruck, daß es sich bei einem großen Teil der Völker der Asiatischen Türkei um eine Einwanderung aus Nordeuropa handelt und uns somit mit unseren derzeitigen Kampf-

genossen, den Türken, nicht bloß die Waffenbrüderschaft, sondern auch Blutverwandtschaft verbindet.

Der Vortrag war reich mit Lichtbildern ausgestattet, und es brachte der Vorsitzende Prof. Dr. Krämer den Dank der zahlreichen Zuhörer in warmen Worten zum Ausdruck.

12. Februar 1916. Hauptversammlung. Der stellvertretende Vorsitzende Prof. Dr. Krämer begrüßt die Anwesenden und gedenkt der in den letzten Wochen verstorbenen Anthropologen Prof. Dr. Klaatsch in Breslau und Dr. Ammon in Karlsruhe. Verlagsbuchhändler Nägele verliest in Stellvertretung des im Felde befindlichen Schriftführers Prof. Dr. Goeßler den Geschäftsbericht über die Jahre 1914 und 1915; wegen des Krieges hat im Jahre 1915 keine Hauptversammlung stattgefunden. Anschließend verliest derselbe den Kassenbericht über 1914 und 1915. — Zu den Neuwahlen werden einem noch von dem verstorbenen 1. Vorsitzenden Prof. Fraas geäußerten Wunsche zufolge folgende Vorschläge gemacht:

1. Vorsitzender: Prof. Dr. Krämer,
2. Vorsitzender: Prof. Dr. Goeßler.

Das Schriftführeramt wird während des Krieges von Verlagsbuchhändler H. Nägele übernommen. Die übrigen Vorstandsämter bleiben in den bisherigen Händen.

Die Vorschläge werden einstimmig angenommen, und es wird Prof. Dr. Reihlen als neues Mitglied in den Ausschuß gewählt.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. Koch-Grünberg über Mythen und Legenden südamerikanischer Indianer. Der Vortragende bot eine reiche Auswahl von Sagen, Märchen, Fabeln und Erzählungen, die er auf seiner Reise durch Nordbrasilien in den Jahren 1911/13 gesammelt hat und zumeist von einem Begleiter, einem Indianer, erzählt bekam. Koch legte dar, wie die Natur und Landschaft in jener Gegend die Phantasie zu den vielfachen Schöpfungsgeschichten und Heroen-Sagen anregt. Auffällig ist die Übereinstimmung mit verschiedenen bei uns heimischen Sagen, z. B. der Wettlauf des Hirsches mit der Schildkröte, der unserem Wettlauf zwischen Hasen und Swinegel entspricht. Ebenso finden sich in einzelnen Erzählungen Gestalten, die unserem Till Eulenspiegel und Münchhausen sehr ähnlich sind. Der Redner schilderte ausführlich diese Fabeln und Mythen. In der Diskussion wies Prof. Dr. Krämer darauf hin, daß auch in dem Sagenschatz der Südsee sich manche Anklänge an die von Koch-Grünberg mitgeteilten Sagen befinden.

1. April 1916. Vortrag von Prof. Dr. Birkner aus München über die paläolithische Forschung in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung Bayerns. Auf Grund seiner langjährigen Tätigkeit als Konservator der anthropologischen und prähistorischen Sammlungen in München gab der Redner eine Darlegung der Grabungen in Bayern, bei denen gelegentlich unser verstorbener Vorsitzender Prof. Fraas tätig war. Nach einem Überblick über die prähistorische Forschung in Frankreich und Deutschland, insbesondere in Schwaben, führte er die zahlreichen Forschungsgebiete in Bayern, in der Altmühlgegend, in der Fränkischen Schweiz, im Ries usw. vor. Verschiedene Stiche, Photographien und Karten, sowie eine Ausstellung von Fundgegenständen, vorzugsweise Steinwerkzeuge aus dem Altmühltal, dienten zur Erläuterung.

Im Anschluß an den Vortrag kam der Redner auf die Tätigkeit des aus der Dordogne vertriebenen Archäologen Otto Hauser in Basel zu sprechen, die er kritisch beleuchtete.

Sonnabend, den 25. November 1916. Der Vorsitzende, Prof. Dr. Krämer, eröffnet die Vortragsabende des Winterhalbjahrs 1916/17 und gedenkt der verstorbenen, um die Anthropologie hochverdienten Forscher Prof. Dr. Ranke in München und Prof. Dr. Schwalbe in Straßburg. Ferner berichtet er über das Ergebnis der vom Württembergischen Anthropologischen Verein in die Wege geleiteten „Fraasstiftung“. Der Redner des Abends, Geheimrat Prof. Dr. Verworn aus Bonn, sprach über das Alter des vorgeschichtlichen Menschen in Amerika. Der Vortragende hat in den Jahren 1904 und 1911 Nord- und Südamerika bereist und bei dieser Gelegenheit eingehende anthropologische Forschungen ausführen können. An der Hand zahlreicher Lichtbilder gab er einen interessanten Überblick über die vorgeschichtlichen Spuren des Menschen in Amerika und zeigte dann die amerikanischen Funde besonders aus neolithischer Zeit. Die verschiedenen Steinwerkzeuge, Mahl- und Reibsteine, Keramik, Knochen, Kupfer- und Bronzegegenstände, Spinn- und Webgeräte wurden eingehend behandelt. Die Wohngelegenheiten, Felsenwohnungen, Hütten und Zelte der Nomadenstämme wurden in Bildern vorgeführt und mit unseren Pfahlbauten verglichen. Dann wurden die religiösen Vorstellungen, der Götterglaube, besprochen und dabei gezeigt, wie z. B. das Trepanieren der Schädel mit dem bei uns Erforschten übereinstimmt. Die mannigfache Gleichung der figuralen Kunst und Ornamentik mit der unsrigen und die so vielfach gleich-

artige Kultur Amerikas und Europas führten zu dem Schluß, daß eine Kulturwanderung von einem Gebiet ins andere stattgefunden hat. Es ist wohl anzunehmen, daß die neolithische Kultur über Nordostasien durch Einwanderung über die einstige Landbrücke von Europa nach Amerika verpflanzt worden ist.

Nach kurzer Diskussion schloß der Vorsitzende unter Dankesworten an den Redner den mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag.

Kassenberichte der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.

Voranschlag für das Geschäftsjahr 1913/14.

Einnahmen.

Saldovortrag	1013,99 ℳ
Mitgliederbeiträge	10000,— „
Zinsen	450,— „
Zusammen	11463,99 ℳ

Ausgaben.

Verwaltungskosten	1200,— ℳ
Kosten des Korrespondenzblattes	3500,— „
Zuschuß zu den Druckkosten der Prahistor. Zeitschrift	5950,— „
Zur Verfugung	813,99 „
Zusammen	11463,99 ℳ

Kassenbericht für 1913/14.

I. Allgemeine Rechnung.

Einnahmen.

1. Aktivrest aus dem Vorjahre		1013,99 ℳ
2. 2192 Beiträge für 1914	9801,— ℳ	
Rückständige Beiträge	272,— „	
Überzahlungen des Mitgliederbeitrags	30,44 „	10103,44 „
3. Zinsen aus dem Kapitalvermögen		437,— „
4. Depotzinsen		16,20 „
5. Für verkaufte Korrespondenzblätter		21,60 „
Zusammen		11592,13 ℳ

Ausgaben.

1. Verwaltungskosten		1053,96 ℳ
2. Kosten des Korrespondenzblattes:		
Druck und Abbildungen	2823,97 ℳ	
Sonderabzüge	185,30 „	
Versendung	207,35 „	
Redaktion	300,— „	3516,62 „
3. Zuschuß der Gesellschaft zu den Kosten der Prähistorischen Zeitschrift		5950,— „
4. Herrn Direktor Feyerabend f. Ausgrabungen		100,— „
5. Drucksachen für die Versammlung in Nürnberg		151,50 „
6. Spesen bei Merck, Finck & Co.		8,20 „
Zusammen		10780,28 ℳ

Abgleichung I.

Einnahmen	11592,13 ℳ
Ausgaben	10780,28 „
Aktivrest	811,85 ℳ

II. Fonds für statistische Erhebungen und die prähistorische Karte.

Einnahmen.

1. Aktivrest aus dem Vorjahre	287,10 ℳ
2. Aus dem Verkauf eines Wertpapieres	879,50 „
Zusammen	1166,60 ℳ

Ausgaben.

1. An Dietrich Reimer für Herstellung der Typenkarte der bronze- und hallstattzeitlichen Fibeln	592,45 ℳ
2. Porto für Versendung des Berichtes über die Typenkarten	42,30 „
3. Sonderabzüge des 6. Berichtes der Kommission für prähistorische Typenkarten	118,04 „
4. Taschen für die Versendung	4,50 „
Zusammen	757,29 ℳ

Abgleichung II.

Einnahmen	1166,60 ℳ
Ausgaben	757,29 „
Aktivrest	409,31 ℳ

Abgleichung I und II.

I. Aktivrest	811,86 ℳ
II. Aktivrest	409,31 „
Zusammen	1221,18 ℳ

Davon sind 678,25 ℳ im offenen Depot bei Merck, Finck & Co. in München, 542,91 ℳ bar in Kasse.

Kapitalvermögen.

A. Als „Eiserner Bestand“ aus Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern, und zwar:

4% unkündbarer Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank 1/1000 Lit. B Ser. 20 Nr. 91295	1000 ℳ	
3½% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. DD Nr. 37303	200 „	
4% Pfandbrief der Bayer. Handelsbank Lit. R Nr. 22199	200 „	
Hierzu das Dr. Voigtelsche Legat (2000 ℳ):		
4% unkündbare Pfandbriefe der Bayer. Vereinsbank 2/1000 Lit. B Ser. 20 Nr. 91296; 91297	2000 „	3400,— ℳ

B. Als Reservefonds:

4% unkündbare Pfandbriefe der Bayer. Vereinsbank 1/500 Lit. C Ser. 20 Nr. 61185	500 ℳ	
4% Pfandbrief der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank 1/500 Lit. G Nr. 57062	500 „	
3½% Bayer. Eisenbahn-Anleihe Ser. 176 Nr. 43856	200 „	
4% Südd. Bodenkreditbank Pfandbrief Ser. 68 Lit. H Nr. 361049	1000 „	
3½% Preuß. Consols Lit. C Nr. 211978	1000 „	
4% Südd. Bodenkreditbank Pfandbrief Ser. 69 Lit. H Nr. 378809	1000 „	4200,— ℳ
Zusammen		7600,— ℳ

C. Für statistische Erhebungen und die prähistorische Karte, und zwar:

3½% München. Stadt-Anleihe von 1903 3/1000 Lit. C Nr. 1862 bis 1864	3000,— ℳ
Insgesamt	10600,— ℳ

Stand des Kapitalvermögens 1913	11600,— ℳ
Verkauft: 3½% München. Stadtanleihe von 1903 Lit. C Nr. 1861	1000,— „
Bleiben	10600,— ℳ

Das ganze Kapital von 10600 ℳ ist bei Merck, Finck & Co. in München deponiert.

III. Dr. J. Miessches Legat 10000 ℳ.

4% unkündbare Pfandbriefe der Bayerischen Vereinsbank:

8/1000 Lit. B Ser. 18 Nr. 82459/466	8000 ℳ	
2/500 Lit. C Ser. 18 Nr. 55324/5	1000 „	
3/100 Lit. E Ser. 18 Nr. 47446/48	300 „	
1/200 Lit. D Ser. 18 Nr. 95080	200 „	
2/100 Lit. E Ser. 20 Nr. 57518/68660	200 „	
1/100 Lit. E Ser. 22 Nr. 62559	100 „	
1/200 Lit. D Ser. 24 Nr. 109371	200 „	10000,— ℳ

Die 10000 ℳ sind bei Merck, Finck & Co. deponiert.

Stand am 1. Juli 1913	1171,50 ℳ
Coupon-Zinsen	400,— „
Depot-Zinsen	31,87 „
Zusammen	1603,37 ℳ
Davon ab:	
An Merck, Finck & Co. für Spesen	5,77 ℳ
Bleiben zur Verfügung	1597,60 ℳ

(Die Rechnung wurde abgeschlossen am 20. Juli 1914.)

Kassenbericht für 1914/16.

I. Allgemeine Rechnung.

Einnahmen.

1. Aktivrest aus dem Vorjahre	811,85 ℳ
2. Mitgliederbeiträge	8717,20 „
3. Zinsen aus dem Kapitalvermögen	1004,— „
4. Depotzinsen	30,17 „
Zusammen	10563,22 ℳ

Ausgaben.

1. Verwaltungskosten		620,64 ℳ
2. Kosten des Korrespondenzblattes:		
Jahrgang 45.		
Druck und Abbildungen	1816,51 ℳ	
Sonderabdrücke	134,55 „	
Versendung	167,51 „	
Redaktion	300,— „	
Drucksachen für die Versammlung in Hildesheim	220,55 „	2639,12 „
Jahrgang 46.		
Druck und Abbildungen	1429,99 ℳ	
Sonderabdrücke	85,50 „	
Versendung	99,50 „	
Redaktion	300,— „	1914,99 „
3. Ausgaben des Geschäftsführers in Hildesheim für die allgemeine Versammlung 1914		420,75 „
4. Zuschuß der Gesellschaft zu den Kosten der Prähistorischen Zeitschrift		
für Jahrgang 1915	1200,— ℳ	
„ „ 1916 (1. Rate)	600,— „	1800,— „
5. Für den Ankauf von 5% Reichsschatzanweisungen von 1914 (nominell ℳ 2900)		2829,50 „
6. Lombardzinsen		166,15 „
7. Für den Druck der Tübinger Paläethnolog. Konferenz (Restbetrag)		273,24 „
8. Spesen bei Merck, Finck & Co.		16,43 „
Zusammen		10680,82 ℳ

Abgleichung I.

Einnahmen	10 563,22 ℳ
Ausgaben	10 680,82 „
negativer Rest	117,60 ℳ

II. Fonds für statistische Erhebungen und die prähistorische Karte.

Einnahmen.

Aktivrest aus dem Vorjahre	409,31 ℳ
Aus dem Verkauf eines Wertpapieres	798,45 „
Zusammen	1207,76 ℳ

Ausgaben.

Für die Typenkarte (Nachkorrekturen)	547,75 ℳ

Abgleichung II.

Einnahmen	1207,76 ℳ
Ausgaben	547,75 „
Aktivrest	660,01 ℳ

Abgleichung I und II.

I. Negativer Rest	117,60 ℳ
II. Aktiver Rest	660,01 „
Zusammen	542,41 ℳ

Davon sind 377,80 ℳ im offenen Depot bei Merck, Finck & Co. in München und 164,61 ℳ bar in Kasse.

Kapitalvermögen.

A. Als „Eiserner Bestand" aus Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern, und zwar:		
4% unkündbarer Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank 1/1000 Lit. B Ser. 20 Nr. 91 295	1000 ℳ	
3½% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. DD Nr. 37 303	200 „	
4% Pfandbrief der Bayer. Handelsbank Lit. R Nr. 22 199	200 „	
Hierzu das Dr. Voigtelsche Legat (2000 ℳ):		
4% unkündbare Pfandbriefe der Bayer. Vereinsbank 2/1000 Lit. B Ser. 20 Nr. 91 296; 91 297	2000 „	3400,— ℳ
B. Als Reservefonds:		
4% unkündbare Pfandbriefe der Bayer. Vereinsbank 1/500 Lit. C Ser. 20 Nr. 61 185	500 ℳ	
4% Pfandbrief der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank 1/500 Lit. G Nr. 57 062	500 „	
3½% Bayer. Eisenbahn-Anleihe Ser. 176 Nr. 43 856	200 „	
4% Südd. Bodenkreditbank Pfandbrief Ser. 68 Lit. H Nr. 361 049	1000 „	
3½% Preuß. Consols Lit. C. Nr. 211 978	1000 „	
Dazu gekauft im letzten Jahre:		
4% Südd. Bodenkreditbank Pfandbrief Ser. 69 Lit. H Nr. 378 609	1000 „	
5% Reichsschatzanweisungen von 1914 (Kriegsanleihe)		
5/500 Ser. 7 Lit. J Nr. 89 516 20		
2/200 Ser. 9 Lit. M Nr. 118 567 u. 123 001	2900 „	7100,— ℳ
Zusammen		10500,— ℳ
C. Für statistische Erhebungen und die prähistorische Karte, und zwar:		
3½% München. Stadt-Anleihe von 1903 2/1000 Lit. C Nr. 1862 und 1863		2000,— ℳ
Insgesamt		12500,— ℳ

Stand des Kapitalvermögens 1914	10600,— ℳ
Verkauft: 3½% München. Stadt-Anleihe von 1903 Lit. C Nr. 1864	1000,— „
	9600,— ℳ
Gekauft: 5% Reichsschatzanweisungen	2900,— „
Zusammen	12500,— ℳ

Das ganze Kapital von 12 500 ℳ ist bei Merck, Finck & Co. in München deponiert.

III. Dr. J. Miessches Legat 10000 ℳ.

4% unkündbare Pfandbriefe der Bayerischen Vereinsbank:

8/1000 Lit. B Ser. 18 Nr. 82 459/466	8000 ℳ	
2/500 Lit. C Ser. 18 Nr. 55 324/5	1000 „	
3/100 Lit. E Ser. 18 Nr. 47 446/48	300 „	
1/200 Lit. D Ser. 18 Nr. 95 080	200 „	
2/100 Lit. E Ser. 20 Nr. 57 518/58 560	200 „	
1/100 Lit. E Ser. 22 Nr. 62 559	100 „	
1/200 Lit. D Ser. 24 Nr. 109 371	200 „	10000,— ℳ

Die 10 000 ℳ sind bei Merck, Finck & Co. deponiert.

Stand am 1. Juli 1914	1597,60 ℳ
Coupon-Zinsen	800,— „
Depot-Zinsen	81,69 „
Zusammen	2479,29 ℳ
Davon ab:	
An Merck, Finck & Co. für Porto und Spesen	11,79 ℳ
Bleiben zur Verfügung	2467,50 ℳ

(Die Rechnung wurde Ende Oktober 1916 abgeschlossen.)

Bemerkungen zu den vorliegenden Abrechnungen:

Der Weltkrieg, dessen Ende immer noch nicht abzusehen ist, hat natürlich auch auf die Kassenverhältnisse seinen Einfluß ausgeübt. Die Beiträge gehen zum Teil sehr verspätet oder überhaupt nicht ein. Jedenfalls sind die Einnahmen erheblich geringer gewesen. Zuverlässige Angaben über die Höhe der Mitgliederzahl lassen sich begreiflicherweise nicht machen. Die Mitgliederbeiträge der Berliner Anthropol. Gesellschaft, die nach Vereinbarung voll verwendet werden für die Druckkosten der Prähistorischen Zeitschrift, sind in Einnahme und Ausgabe nicht, wie in den Vorjahren geschehen, eingesetzt worden. Das Defizit ist glücklicherweise nur als ein rein rechnerisches zu bezeichnen und mit seinem Verschwinden in der nächsten Abrechnung bestimmt zu rechnen. Es ist nur dadurch entstanden, daß alles verfügbare Geld (ℳ 2900) in 5% Reichsschatzanweisungen angelegt wurde. Das Kapitalvermögen hat sich nach Abzug von ℳ 1000 für den Fonds für Erhebungen und die prähistorische Karte um ℳ 1900 vermehrt. Trotzdem wird es nach Beendigung des Krieges, wenn das Leben der Gesellschaft wieder neu erwacht, großer Anstrengungen bedürfen, um auch in finanzieller Hinsicht allen Anforderungen gerecht werden zu können. Die zur Vorbereitung der Allgemeinen Versammlung in Hildesheim 1914 verbrauchte Summe wird in der Hauptsache nicht verloren sein. Hoffentlich ist der Zeitpunkt, wo die Versammlung stattfinden kann, nicht allzu fern.

Um Portokosten und Nachnahmeerhebungen zu vermeiden, bitte ich um möglichst baldige Einsendung der Mitgliederbeiträge für das Jahr 1917.

Hamburg 13,
Binderstr. 14

Prof. Dr. K. Hagen,
Schatzmeister der Deutschen
Anthropolog. Gesellschaft.

Literaturbesprechungen.

Thilenius, G., Das Hamburgische Museum für Völkerkunde. Beiheft zu Band XIV der Museumskunde. 154 S. mit 19 Textabbildungen u. 8 Tafeln. Berlin, G. Reimer, 1916.

Eine Publikation, die sehr viel mehr enthält, als ihr Titel verspricht. Der Wunsch, den Fachleuten, die beim Bau des Hamburger Museums für Völkerkunde gemachten Erfahrungen und gefundenen Lösungen darzustellen, hat zu Erörterungen über eine Reihe prinzipieller Fragen geführt, die weit über den Rahmen dieser Gelegenheitsschrift hinaus Bedeutung haben.

Dem ersten Abschnitt (S. 1 bis 16) kommt ein mehr lokales Interesse zu: er schildert das allmähliche Wachstum der Hamburger Sammlung aus bescheidenen Anfängen, ein Prozeß, wie er sich, durch die zeitgemäße Entwickelung bedingt, in verschiedenen Städten wenn nicht in gleicher, so doch in ähnlicher Weise vollzogen hat.

In einem zweiten Abschnitt (S. 17 bis 73), der „von der Völkerkunde und ihren Museen" handelt, tritt der Verfasser aber aus diesem lokalen Rahmen heraus und nimmt Stellung zu allen wichtigen, die Völkerkunde betreffenden Problemen. Er versucht zunächst die Bedeutung dieser Wissenschaft und deren Stellung zu Anthropologie, Psychologie, Sprachforschung, Geographie und Geschichte festzulegen. Eine strenge Begriffsbestimmung und -begrenzung, wie sie z. B. P. W. Schmidt, Grosse u. a. gegeben, wird nicht versucht, aber an Hand der herrschenden Auffassungen gezeigt, daß die Völkerkunde eine selbständige Geisteswissenschaft ist, „die aber insofern ein Grenzgebiet darstellt, als sie ein starkes naturwissenschaftliches Element enthält" (S. 22). Ihr Arbeitsgebiet wird nicht auf die Naturvölker beschränkt, sondern mit Recht hervorgehoben, daß es auch unter Halbkultur- und Kulturvölkern Erscheinungen gibt, die als Überlebsel nur durch die Völkerkunde verstanden werden können. In der Vergangenheit findet sie ihre Grenze da, wo Denkmäler und Überreste aufhören. Dadurch ist die Prähistorie in die Ethnologie einbezogen, was auch Referent [dieses Korrespondenzblatt Jahrg. 28, S. 108 (1907)] als logische Forderung aufgestellt hat. Verfasser schließt: „Vom Standpunkt der Völkerkunde aus können ihr also weder Europa als geographisches Gebiet, noch seine Kulturen mit ihren mediterranen Zusammenhängen und Vorgängen verschlossen bleiben, gleichgültig, welche Wissenschaften außer ihr den gleichen Stoff zu besonderen Zwecken bearbeiten; sie findet überall und zu allen Zeiten den Typus des Naturvolkes oder dessen Merkmale vor" (S. 27). Dieses Verlangen ist, soweit es sich um die freie wissenschaftliche Forschung handelt, durchaus berechtigt, nur wo die akademische Vertretung in Frage steht, dürfte sich, um Kollisionen zu vermeiden, eine scharfe Abgrenzung der einzelnen Wissenschaften empfehlen.

Auch nach oben ist die Völkerkunde zeitlich unbegrenzt. Der Prozeß der Europäisierung, der allerdings unendlich viel Ursprüngliches zerstört, ist ein in sich noch lange nicht abgeschlossener Vorgang; er bedingt einen Kulturwandel, wie er sich im Laufe der geschichtlichen Entwickelung oft genug vollzogen hat. Immer wurde dabei sowohl Altes wie Neues verändert, aber zugleich entstanden aus der Verschmelzung der einzelnen Elemente auch Neubildungen.

Heute ist die Sorge um die Sicherung des Stoffes, der aus Denkmälern und Berichten besteht, noch die dringlichste Aufgabe der Völkerkunde. Wichtig ist, nicht nur Herkunft und Form, sondern auch Zweck, Gebrauchsweise, einheimische Bezeichnung, räumliche Verbreitung und zeitliche Tiefe eines jeden Denkmals zu kennen, und zu diesem Zweck müssen sich Bericht und Denkmal ergänzen. Aber neben der Feststellung der einzelnen Tatsachen arbeitet die Völkerkunde an der Frage der räumlichen und zeitlichen ursächlichen Zusammenhänge. Die Aufstellung und Begründung einzelner geschlossener Kulturkreise ist eines der bedeutendsten Resultate, das auf diesem Wege bisher erreicht wurde. Und wir stehen erst in den Anfängen. Für viele Kulturelemente ist der monophyletische oder polyphyletische Ursprung noch durchaus unaufgeklärt. Die Möglichkeiten der Verbreitung von Kulturelementen sind ja mannigfach; gelegentlich wird auch die Anthropologie hier aufklärend mitwirken können. Im Gegensatz zur Wanderungstheorie steht die psychologische Theorie, die vom Menschen ausgeht, der das Kulturgut schuf. Sie ist am bekanntesten geworden in der Fassung, die ihr Bastian gab in seiner Lehre von den „Elementargedanken". Man wird dem Verfasser nur beipflichten können, wenn er den Gegensatz von „geographischer Provinz" und „Kulturkreis" nicht für unüberbrückbar hält (S. 48).

Der kurze Überblick, der hier gegeben werden konnte, zeigt, wie der Verfasser nach allen Seiten hin sein Gebiet umschreitet, wie er kein die

Völkerkunde interessierendes Problem unerörtert läßt.

In einem weiteren Kapitel werden dann die Aufgaben der völkerkundlichen Museen, ihre Beziehungen zu anderen Sammlungen (prähistorischen, kunstgewerblichen), ihre Bedeutung für die wissenschaftliche Forschung und ihre Stellung zur Hochschule geprüft. Was den letzteren Punkt betrifft, so wird mit Recht der Anspruch erhoben, daß die Völkerkunde eine ihrer Bedeutung entsprechende und, wie Referent beifügen möchte, möglichst vielseitige akademische Vertretung finden muß. Es gehört zu den Ungereimtheiten unserer so viel gerühmten modernen Entwickelung, daß man an den maßgebenden Stellen noch durchaus den außerordentlichen Nutzen verkennt, den die Völkerkunde als Menschheitskulturgeschichte nicht nur für die fachmännische Ausbildung, sondern für die Allgemeinbildung besitzt. Es gibt neben Philosophie und Geschichte keine zweite Wissenschaft, deren Ideen und Erfahrungen so sehr geeignet sind, unseren Blick zu weiten, mit den Vorurteilen unserer eigenen Tradition und Umwelt aufzuräumen und die Elemente zum Aufbau einer ersprießlichen Lebens- und Weltanschauung zu liefern, als die Völkerkunde.

Die Erörterung der öffentlichen Aufgaben eines völkerkundlichen Museums, das mit verschiedenen Kategorien von Besuchern zu rechnen hat, führt zu einer Reihe beherzigenswerter Vorschläge. Dazu gehört die Trennung von Schau- und Studiensammlung, die in England und Amerika zuerst erfolgreich durchgeführt wurde. Bei der ersteren kommt es hauptsächlich darauf an, die Ergebnisse der Völkerkunde in beschreibender und vergleichender Hinsicht so einfach und übersichtlich darzustellen, daß sie auch im Laien lebendige und fruchtbare Vorstellungen zu erwecken imstande sind. Die Herausgabe ausführlicher Kataloge bzw. Führer hält Referent für eine unerläßliche Bedingung. Zweckentsprechend ist die Aufstellung der Sammlungen mehr nach Kulturkreisen als rein nach dem altgewohnten geographischen Schema, sowie die von dem Verfasser betonte Forderung des Massenausgleiches, wodurch jede ethnographische Gruppe, auch wenn sie nur durch wenige oder wenig auffallende Objekte vertreten ist, den ihr zukommenden Wert erhält.

Der dritte und letzte Abschnitt (S. 74 bis 152) ist schließlich dem Neubau und der Einrichtung des Hamburgischen Museums gewidmet, das einen Flächenraum von 5986 qm umfaßt und mit einem Kostenaufwand von 1470500 ℳ und 532000 ℳ für die Inneneinrichtung erbaut worden ist. Schon bei der Aufstellung des Bauprogramms wurden alle bisherigen Erfahrungen nutzbar gemacht, im Laufe der Zeit aber mannigfach erweitert und ergänzt, so daß Anlage und Einrichtung des Hamburger Museums schlechthin als vorbildlich bezeichnet werden dürfen. Eingehend erörtert und beschrieben werden unter anderem die Lichtverhältnisse, Bau und Anordnung der Schränke zur Bildung von Kojen, die Gruppierung nach Gegenstandsgruppen, die Methoden des Aufstellens und Aufhängens der Objekte, die mit Recht verworfene Verwendung der so unwahren Figurinen und die Einführung eines sehr praktischen Schemakörpers als Ganzes und in seinen Teilen, die Technik der Reinigung und Konservierung der Sammlungsgegenstände, die Katalogisierung mit ihrer Teilung nach der technischen und wissenschaftlichen Seite und schließlich die wissenschaftliche Bearbeitung des gesammelten Materials. Nur der Fachmann kann beurteilen, was für eine riesige Arbeit hier geleistet wurde und wie groß die erreichten Fortschritte sind.

Hamburg kann mit Stolz auf dieses, sein jüngstes Museum blicken, seinem rührigen Direktor aber, der von Anfang an die Leitung des Ganzen in den Händen hatte, mag dieser volle Erfolg, den seine unermüdliche Arbeit eines Jahrzehntes gefunden, eine wohlverdiente Genugtuung sein. R. Martin.

Krämer-Bannow, Elisabeth, Bei kunstsinnigen Kannibalen der Südsee, Wanderungen auf Neu-Mecklenburg 1908 bis 1909. Mit 142 Federzeichnungen, 7 Karten und 8 Lichtbildern; nebst wissenschaftlichen Anmerkungen von Prof. Dr. Augustin Krämer. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1916.

Von allen deutschen Ethnographen, die das weite Gebiet der Südsee bereisten, hat Augustin Krämer weitaus die meisten Inseln besucht und die längste Zeit in dem Forschungsgebiete zugebracht. 1897/99 war er in Hawaii, Samoa, den Gilbert- und Marshallinseln, 1906 nahm er an der Reise S. M. Vermessungsschiffs „Planet" teil und besuchte im Anschluß daran bis zum Herbst 1907 mit seiner Gattin die Westkarolinen bis Palau. Im Herbst des folgenden Jahres ist das Ehepaar auf dem Wege nach Neu-Mecklenburg; 1909/10 führt Krämer die Südsee-Expedition der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung durch die Karolinen, und seine Gattin begleitet ihn als Mitglied der Expedition. Die erste Reise

hat Krämer in seinem Werk „Hawaii, Samoa, Ostmikronesien“ beschrieben, die „Planet“-Reise in Band I und V des Expeditionswerkes. Die Ergebnisse der Karolinenreise, über die nur kurz in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ berichtet ist, werden zugleich mit denen der Hamburger Südsee-Expedition bearbeitet; zurzeit ist der erste Band des Werkes über Palau im Druck.

In dem vorliegenden Band berichtet die treue Mitarbeiterin Krämers über die Erlebnisse in Neu-Mecklenburg. Emil Stephan, der Verfasser der beiden vortrefflichen Werke „Neu-Mecklenburg“ und „Südseekunst“, war als Führer der „Deutschen Marine-Expedition 1907 09“ mit E. Walden und Dr. Schlaginhaufen als Assistenten nach Südost-Neu-Mecklenburg gezogen, hatte in Muliama eine sehr bescheidene Station eingerichtet und Erfolg verheißende Arbeiten begonnen, als er am 25. Mai 1908 einer schweren Krankheit erlag. Krämer und seine Gattin übernahmen die Aufgabe, die Expedition zu beenden; ihr erstes Ziel ist Muliama, und das Buch beginnt mit der Schilderung der Reise dorthin von Käwieng. Von Muliama aus werden Streifzüge in die Umgebung unternommen, dann folgt der Leser dem Rückmarsch nach dem mittleren Neu-Mecklenburg, der Reise nach der Westküste und dem Norden. Stephan hatte die Ethnographie des Südwestens der großen langen Insel geschrieben; Frau Krämer gibt eine Schilderung der ganzen Insel, die von der Küste bis zu den hochgelegenen Bergdörfern durchstreift wurde. Zum ersten Male lernt der Leser dieses Land kennen, das zu den schwer zugänglichen gehört, wo man es auch betreten mag; Felsen, Wald, Flüsse, Sümpfe erschweren täglich den Marsch, und die Tropenregen machen ihn nicht erfreulicher. Frau Krämer schildert das alles mit großer Sachlichkeit, und nur hin und wieder lassen einige Bemerkungen erkennen, was tatsächlich geleistet wurde, nämlich eine mit großer Energie durchgeführte Aufnahme Neu-Mecklenburgs unter unverhältnismäßig großen Schwierigkeiten, die erheblich geringer gewesen wären, wenn den Reisenden einigermaßen zureichende Mittel zur Verfügung gestanden hätten. Wenn die Expedition trotz aller äußeren Hemmnisse zu einem guten Ende kam, so gebührt das Verdienst daran Krämer und seiner mutigen Gattin, die es sicherlich auch ihrer Erfahrung im Verkehr mit Eingeborenen verdanken, daß sie völlig unangefochten durch das verrufene Land wandern konnten, dessen wilde Bevölkerung so manchen Mord beging und so manche Strafexpedition nötig machte.

Frau Krämer beschreibt anscheinend die Erlebnisse des Alltags. Allein sie ist von der Karolinenfahrt her eine geübte Beobachterin, und ihr Zeichenstift hält die Einzelheiten fest, die sie einfach, klar und anschaulich zu schildern weiß. Das gilt von der Landschaft, der Flora und Fauna ebenso wie von den Eingeborenen.

Die Verfasserin studierte vor allem das tägliche Leben der Frauen und erschließt damit ein Gebiet, das dem weißen Manne gewöhnlich unbekannt bleibt. Die Schilderungen selbst begleiten zahlreiche Zeichnungen von vorbildlicher Klarheit, die weit mehr verdeutlichen als das unter ungünstigen Verhältnissen hergestellte und dennoch oft bevorzugte Lichtbild. Im Anhang gibt Krämer aus seinen Tagebüchern eine Reihe von Erklärungen zur Ethnographie, besonders über Geheimbünde, Totemismus, Totenfeiern, die bekannten uli-Figuren und anderes. Das etwa 280 Seiten starke Buch ist eine reiche Sammlung von zuverlässigen Einzelbeobachtungen, und jeder Leser wird wünschen, daß ihm recht bald die ethnographische Monographie folgen möge.

Th.

Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Im Auftrage des Deutschen Schulvereins herausgegeben von H. Nabert. Verlag von Carl Flemming, A.-G., Berlin W, Geisbergstr. 2.

Die Nabertsche Karte ist bei ihrem Erscheinen vor fast 30 Jahren allgemein begrüßt und sehr günstig beurteilt worden. Der Verlag plant eine neue Bearbeitung, die alle seit der ersten Ausgabe gewonnenen wissenschaftlichen Einzelheiten berücksichtigen, zugleich auch ein kleineres Format erhalten soll und nur etwa 2/3 des Preises der ersten Ausgabe kosten wird. Der Verlag wird indessen die Neubearbeitung nur ausführen können, wenn er eines größeren Absatzes sicher ist. Wir empfehlen daher unsern Mitgliedern, die Herstellung der Karte durch Vorausbestellungen zu fördern.

Das Gräberfeld von Pajki bei Praßnitz in Polen, untersucht und beschrieben von F. E. Peiser. Sonderschrift N. R. I der Altertumsgesellschaft Prussia. 23 S., 5 Tafeln, 3 Karten. Preis 7,50 ℳ (für Mitglieder der Prussia 3 ℳ).

Die vorliegende, Generalfeldmarschall Hindenburg gewidmete Schrift fällt unter das Kapitel Kriegsarchäologie. Das beschriebene Gräberfeld wurde im Frühjahr 1915 bei Untersuchungen unserer in Polen vorgehenden Truppen entdeckt und auf erstattete Anzeige hin durch

die Altertumsgesellschaft Prussia untersucht. Im ersten Teil der Abhandlung bietet Peiser einen Bericht über die Fundumstände und die Grabung. Danach konnten 16 Bestattungen festgestellt werden, deren Inhalt sich jetzt im Prussia-Museum zu Königsberg befindet; eines der Gräber kam nach Stuttgart. Die ursprüngliche Ausdehnung des Grabfeldes war indes eine weit größere. Die Ausstattung der Gräber trägt einen durchaus geschlossenen Charakter und gehört der mittleren Kaiserzeit, dem 2. nachchristl. Jahrhundert, Tischlers Stufe B, an. Eine Reihe guter Zeichnungen veranschaulicht die aufgefundenen Gegenstände. (Der S. 7 erwähnte Rundwall hätte allerdings eine bessere Darstellung verdient.)

Im zweiten, als Anhang bezeichneten Abschnitt unternimmt Peiser den Versuch, die Zugehörigkeit der für das Gräberfeld von ihm vorausgesetzten Familiengemeinschaft zu einer größeren Gemeinschaft zu bestimmen. Er benutzt hierzu als Ausgangspunkt die im Grab Nr. 7 aufgefundene Eisenfibel mit umgeschlagenem Fuß. Ich muß bekennen, daß ich ihm auf dem hierbei eingeschlagenen Wege nicht durchaus folgen kann. Vor allem wären die Grundlagen, auf denen Peiser seine Hypothese aufbaut, einer kritischen Nachprüfung zu unterwerfen und unter Heranziehung neuen Materials Unklarheiten und Irrtümer früherer Untersuchungen richtigzustellen, insbesondere auch Ergebnisse der provinzialrömischen Forschung des westlichen Deutschland für den Osten nutzbar zu machen.

Da das einheitliche und deshalb wertvolle Material des Gräberfeldes sicher auch in weiteren Kreisen Deutschlands hohem Interesse begegnen wird, so ist zu bedauern, daß einer größeren Verbreitung des Heftes der selbst für Kriegszeiten allzu hohe buchhändlerische Preis entgegensteht.

München. Friedrich Wagner.

Veröffentlichungen der Cölner Anthropologischen Gesellschaft. Neufunde des Prähistorischen Museums der Stadt Cöln. Heft 1: Deutsches Paläolithikum. gr. 4°. 11 S. mit 3 Taf. Cöln, Kommissionsverlag der M. DuMont-Schaubergschen Buchhandlung, 1916.

Der rührigen Anthropologischen Gesellschaft in Cöln ist es zu danken, daß die Stadt Cöln ein in mancher Hinsicht mustergültiges prähistorisches Museum besitzt. Durch die neuen Veröffentlichungen, von denen Heft 1: „Deutsches Paläolithikum“ vorliegt, hat sie es unternommen, den Bestand des Museums weiteren Kreisen in Wort und Bild zugänglich zu machen. Im Laufe der Zeit sollen die Bestände der verschiedenen vorgeschichtlichen Zeiten des Cölner Museums dem 1. Heft entsprechend veröffentlicht werden, wobei das Hauptgewicht auf gute Abbildungen gelegt werden wird.

Die Hefte werden zu entsprechendem Preise im Buchhandel erscheinen, die Gesellschaft legt aber Wert darauf, vor allem durch Schriftenaustausch mit Museen und Forschern, die Veröffentlichungen in den interessierten Kreisen zu verbreiten; diese werden deshalb gebeten, mit ihren Wünschen sich an die Leitung des Cölner Prähistorischen Museums zu wenden.

Heft 1, dessen Text von C. und E. Rademacher stammt, enthält auf Taf. I einen Moustierfaustkeil von Birlinghoven bei Siegburg, eine flache Moustierklinge aus einer vom Löß überlagerten Rheinkiesschicht bei Roisdorf am Rhein, eine Aurignacklinge aus Quarzit von Fühlingen bei Cöln und typische Stücke aus den unteren Ilmtravertinen bei Ehringsdorf.

Taf. II und III bringen Moustier-, Aurignac-, Madeleine- und Tardénoisfunde, welche von den letzten Ausgrabungen (1913) im Kartstein bei Mechernich in der Eifel stammen.

Rademacher stimme ich bei, wenn er den Faustkeil vom Osteingang der großen Höhle vom Kartstein, sowie die Faustkeile von der Klausennische bei Neuessing im Altmühltal und von Kösten bei Lichtenfels der Spät-Acheulstufe zuweist. Die Moustierfunde vom Kartstein zeigen große Übereinstimmung mit den Moustierfunden aus dem Schulerloch bei Kelheim (F. Birkner, die eiszeitliche Besiedelung des Schulerloches und des unteren Altmühltales. Abhandl. d. Kgl. Bayer. Akad. d. Wiss., Math.-phys. Kl., XXVIII. Bd., 5. Abhandlung). Ob die Tardénoistypen aus dem Kartstein einer selbständigen Stufe angehören oder nicht doch dem Neolithikum einzureihen sind, sei dahingestellt. Ich möchte aber darauf hinweisen, daß die von mir in den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, 19. Bd., Taf. XXXIV veröffentlichten Werkzeugchen aus Oberlauterbach (Niederbayern) mit den Kartsteinfunden große Ähnlichkeiten aufweisen; die Oberlauterbacher Funde stammen aber aus sicher neolithischen Wohnstätten.

Zur Veröffentlichung sind weiter vorgesehen: das Rheinische Campignyien und Tardénoisien (Heft 2), der paläolithische Schädel von Fühlingen, das Campignyien aus Nordafrika und von Litzow (Rügen), die Pfahlbautenkeramik von Mayen bei Andernach und Wahn bei Cöln, Steinbeile und

Steingeräte vom Niederrhein, die Schnurbecher und Zonenbecher der Cölner Gegend, die spiralkeramischen Gefäße von Kretz bei Andernach und dem Vorgebirge, Stein- und Bronzezeitliches aus Thüringen, die Bronzen und Bronzeschwerter des Cölner Prähistorischen Museums (Funde aus der Cölner Gegend, dem Niederrhein, Rügen usw.), Bronzezeitliche Keramik der Cölner Gegend, spätbronzezeitlicher Kerbschnitt von der holländischen Grenze, die Kerbschnittkeramik des Cölner Prähistorischen Museums, die Hallstatt I-Keramik im Cölner Prähistorischen Museum, Nachträge zur ersten Eisenzeit (Hallstattzeit) zwischen Sieg und Wupper, die Keramik des Niederrheins, Germanische La-Tène-Stufe, keltische La-Tène-Funde, die germanischen Begräbnisplätze der Cölner Gegend aus dem 1. bis 3. Jahrhundert, germanische Kunst- und Tierornamentik, Fränkische Beiträge.

Der Cölner Anthropologischen Gesellschaft kann man zu dem Entschlusse, die Bestände des Prähistorischen Museums in der aus dem 1. Hefte ersichtlichen Weise allen Forschern zugänglich zu machen, nur gratulieren. Den weiteren Heften sieht die Wissenschaft mit hohem Interesse entgegen. Birkner.

Berichtigung und Ergänzung.

Die verzierte Amazonenaxt auf S. 77 der vorigen Nummer ist nicht aus Gatersleben, sondern von Rhoden; dieselbe Form liegt außerdem von Harsleben und Groß-Quenstedt vor.

Zu den Schädeln aus Gräbern mit Amphoren ist nachzutragen, daß auch 1825 bei Oberfarnstedt in Thüringen einer gefunden wurde, „der eine sehr flache Stirn hatte, die Augenbrauen über den Höhlen waren bedeutend markiert und hervorstehend, das Nasenbein zog sich schnell und hoch aufwärts“. [Kruse, Deutsche Alt. I (6), S. 18.] Der Schädel dürfte noch in der Blumenbachschen Sammlung vorhanden und an einem überzähligen Zahn beiderseits der zerbrochenen Kiefer kenntlich sein. Ungemein dicke Schädelstücke und ungewöhnlich starke Unterkiefer werden noch öfter erwähnt. Andererseits lagen in einer Steinkammer des Wendelsteiner Forstes in Thüringen mit Amphoren und Bechern Gebeine von vier oder fünf Männern, die wenigstens 2 und 2,20 m groß waren. Die Größe von 7 Fuß wurde dort auch noch einmal überschritten. Der Berichtende konnte mit viel Sicherheit nach seinen Maßen schätzen, da er 1,95 m maß [Deutsche Alt. I (2), S. 25 u. 38]. Die stark bestrittenen Ausführungen Virchows auf der Allgemeinen Versammlung 1901 werden nach all diesen Funden doch darin recht behalten, daß eine solche Schädelform eine besondere Variationsbreite beweist, aber nicht Speziescharakter hat, wie das bei ungewöhnlicher Körpergröße allgemein anerkannt wird, da nicht alle, auch nicht die Mehrzahl sie erreichen. Aus der großen Variationsbreite läßt sich jedoch schließen, daß dieser Volksstamm robuster war nicht nur als die Träger der Spiralmäanderkultur, sondern auch als die Träger der Bernburger Kultur.

Bärthold-Halberstadt.

Bonner Anthropologische Gesellschaft.

Die Bonner Anthropologische Gesellschaft hielt am Dienstag, den 18. Januar 1916, ihre alljährliche Hauptversammlung ab. Nachdem der Vorsitzende, Herr Geheimrat Verworn, Bericht über das verflossene Geschäftsjahr abgelegt hatte, beschloß die Gesellschaft auf Antrag des Vorstandes, aus dem Vermögen der Gesellschaft für die Benagelung der Arndt-Eiche ein Eichenblatt zu stiften. Der Vorstand wurde, nachdem ihm Entlastung erteilt war, darauf für das Jahr 1916 durch Zuruf wiedergewählt. Vor der wissenschaftlichen Tagesordnung machte der Vorsitzende kurz Mitteilung über neue Funde aus dem Kriegsgebiet, die Herr Prof. Pütter in der Gegend des Priesterwaldes bei Ausschachtungsarbeiten zur Anlage einer neuen Straße zu machen Gelegenheit hatte. Ein Zufall wollte es, daß es sich dabei wiederum um ein fränkisches Reihengräberfeld des 5. bis 6. Jahrhunderts handelt, das genau dem von den Herren Stabsarzt Privatdozent Dr. Wassermeyer und Dr. Rehorn ebenfalls in Lothringen entdeckten Gräberfelde entspricht, dessen Ausbeute, soweit sie von den genannten Herren gerettet werden konnte, der Vorsitzende in der Sitzung vom 23. November 1915 der Gesellschaft vorlegte. Herr Prof. Pütter hatte aus dem neu gefundenen Gräberfeld ein eisernes Messer (Sachs) und ein Stück Terra sigillata übersandt, zugleich mit der Mitteilung, daß er auch einige Skeletteile noch von der Zerstörung bewahren konnte.

Sodann sprach Herr Geheimrat Prof. Dr. Bonnet über die körperlichen Menschenreste aus der Renticrzeit sowie aus der an sie anschließenden Übergangsperiode in die jüngere Steinzeit und führte aus dem überaus reichen, aus einwandfreien Schichten gewonnenen Material (etwa 50 Skelette und menschliche Schädeldächer) die zurzeit unterschiedenen Rassen und ihre Merkmale in Lichtbildern, Abgüssen und Originalen (Oberkasseler Skelette) vor. Die Frage, wie diese Menschen mit „Haut und Haaren“ ausgesehen

haben mögen, ist zurzeit nur mit annähernder Wahrscheinlichkeit lösbar. Die zeichnerischen und plastischen Nachbildungen aus der Hand des quartären Menschen sind, im Gegensatz zu den äußerst scharf beobachteten und gekennzeichneten Nachbildungen von Tieren, nur sehr ungeschickt oder mit einseitiger Betonung sexueller Zeichen entworfen und vielfach in ihren Proportionen falsch. Die modernen Rekonstruktionsbilder vom „Urmenschen“ sind in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht sehr ungleichwertig. In bezug auf Hautfarbe und Haarkleid der quartären Rassen kommen wir zurzeit nicht über Vermutungen hinaus. Der Versuch, sich auf der Grundlage der Skelettreste ein Bild des quartären Menschen zu entwerfen, ist so lange nicht anfechtbar, als man sich über das Unsichere solcher Bilder klar bleibt. Er belastet aber die Wissenschaft und wird nicht unbedenklich, wenn durch unzulängliche oder direkt falsche, auf Sensation berechnete Bilder in populären Darbietungen bei Laien die Meinung erregt werden kann, so habe der „Urmensch“ wirklich ausgesehen. Eine Reihe der einschlägigen Bilder und Plastiken wurde unter kritischer Besprechung ebenfalls im Lichtbilde vorgeführt.

Am Dienstag, 22. Februar, sprach Herr Geheimrat Steinmann über die Zeitrechnung in der späteren Eiszeit und Nacheiszeit mit Beziehung auf die jüngeren Kulturen. Er schilderte die einzelnen Rückzugsetappen des nordischen Inlandeises von der Linie der baltischen Endmoräne bis zu ihrem Rückzuge in die skandinavischen Hochgebirge. Dieser Rückgang wurde durch zwei Stillstandsphasen unterbrochen, eine ältere im südlichen Schweden und eine jüngere im mittleren Schweden. So gelangen wir zur Unterscheidung von drei Abschnitten der Späteiszeit, die als Daniglaciale, Gotiglaciale und Finiglaciale unterschieden werden. Während dieses Rückzuges der Eismassen durch das Ostseegebiet und Schweden drang das Eismeer ins Ostseegebiet ein (Yoldiameer); später verwandelte sich der Bereich der Ostsee in einen Binnensee (Ancylussee), und schließlich trat der heutige Zustand dieser Verbindung mit der Nordsee ein. Die Sand- und Schlammabsätze, die sich in dem Eismeere des baltischen Gebietes und in den Süßwasserbecken der Nacheiszeit in Schweden bildeten, zeigen eine ausgezeichnete Schichtung nach Jahresringen. Diese ermöglichen es, sowohl den Zeitraum der Späteiszeit, soweit er ins Gotiglacial und Finiglacial fällt, als auch den Zeitraum der Nacheiszeit in absolutem Zeitmaß, d. h. nach Jahren angenähert genau zu bestimmen. So konnten schwedische Forscher feststellen, daß die Nacheiszeit etwa 7000 Jahre, die beiden letzten Phasen der Späteiszeit etwa 5000 Jahre umfassen. Rechnet man dann noch einen entsprechenden Anteil auf den ersten Abschnitt der Späteiszeit, das sogenannte Daniglacial, so ergeben sich etwa 18000 bis 20000 Jahre für den ganzen Zeitraum, der verflossen ist, seitdem das Eis vom baltischen Höhenrücken nach Norden zurückwich. Am Beginn dieses Zeitabschnittes bestand in Mitteleuropa die Magdalénienkultur, die dann später durch die neolithische Kultur abgelöst wurde. Schließlich folgte dann die Metallzeit. Die für diese Kulturen berechneten Jahre sind aber wohl sicher nur Mindestzahlen.

In der Sitzung am 23. Mai sprach Herr Geheimrat Bonnet über „die prähistorische Jagd als Kulturmittel“. Der Vortrag wird an anderer Stelle veröffentlicht werden.

In der Sitzung am 17. Juni sprach Herr Prof. Küster über „die Verbreitung der Pflanzen durch den Menschen“.

Als wichtigste Agenzien sind bei der Verbreitung von Sporen, Samen und Früchten, überhaupt bei der Verbreitung der Pflanzen der Wind und die Tierwelt beteiligt. Der Mensch übertrifft ihre Wirkung auf die Pflanzenwelt darin, daß er beliebig viele Keime transportieren kann, daß er alle noch so großen Entfernungen überwindet, und daß er planmäßig die von ihm transportierten Keime unter günstige Entwickelungsbedingungen bringen und dadurch ihr Gedeihen und ihre Vermehrung fördern kann.

I. Die durch den Menschen verbreiteten Gewächse und die Art ihrer Wanderung. Die Kulturpflanzen: Der Vortragende bespricht ihre Wanderungen in prähistorischer und historischer Zeit. Ihr verschiedenartiges Verhältnis zum Menschen. Kulturpflanzen, die nur in der Gefolgschaft des Menschen auftreten und niemals wild gefunden werden; Kulturflüchtlinge (Isatis, Phacelia usw.).

Anpflanzungen zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen: Die botanischen Gärten als Sammelplatz ausländischer Arten und die aus ihnen flüchtigen Formen; Ansiedelung amerikanischer und afrikanischer Formen in der Umgebung von Montpellier [1700] [1]); arktische Gewächse bei Oberhof. Wanderungen der Helodea canadensis in den deutschen Flüssen.

Ungebetene Gäste zeigen sich überall da, wo der Warenverkehr auch Samen und Früchte als blinde Passagiere mitschleppt:

„Eisenbahnpflanzen“, die den Schienenwegen folgen und sich ihnen entlang verbreiten.

Adventivflora der Güterbahnhöfe (Südbahnhof bei München).

Verbreitung durch den Schiffsverkehr (Adventivflora bei Hamburg, Mannheim-Ludwigshafen); Ballastaufschüttungen bei Triest usw.

Wanderungen besonderer Art: Die Unkräuter verbreiten sich zusammen mit den Nutzpflanzen (Funde in den neolithischen Pfahlbauten, den ägyptischen Gräbern, unseren heutigen Äckern: Centaurea cyanus, Agrostemma githago usw.).

Verbreitung mit der Wolle der Schafe; Adventivflora in der Umgebung der Wollwäschereien.

Wanderungen der Pflanzen mit wandernden Völkern: Zigeunerpflanzen Datura Hyoscyamus; Verbreitung asiatischer Pflanzen nach den Donauländern im Mittelalter.

Ansiedlerpflanzen: Plantago major an den Siedelungen der Europäer in Amerika, Vicia cracca an den der Norweger in Grönland.

Veränderung und Bereicherung der Flora durch Verkehrsentwickelung der jüngsten Vergangenheit: Vermehrung der Arten bei Arosa (Graubünden).

Schnell erfolgende Veränderungen durch den Krieg: Corispermum bei Schwetzingen seit 1814 (Kosaken), Bunias orientalis bei Paris (ebenso), südfranzösische und nordafrikanische Gramineen bei Paris 1870/71. — Ermittelungen über die pflanzengeographische Wirkung des Weltkrieges fehlen noch.

II. Schicksal der durch den Menschen verbreiteten Pflanzen. Ephemere Erscheinungen:

---

[1]) Diese und manche andere Mitteilungen nach Thellung, Pflanzenveränderungen unter dem Einfluß des Menschen (Schweiz. pädagog. Ztschr. 1915, 25, 65).

Die Pflanzen sind nicht imstande, keimfähigen Samen zu erzeugen und verschwinden nach einer Vegetationsperiode wieder, falls nicht von neuem Samen eingeschleppt werden.

Dauernde Neubürger der Flora: Agave in den Mittelmeerländern usw.

Zwischen beiden Extremen allerhand Übergänge;

Die Gründe für das abweichende Verhalten der Pflanzen in ihrer neuen Heimat liegen:

Im Klima: Veränderungen der Edelweiß- und anderer alpiner Pflanzen bei Kultur in der Ebene; Verarmung der Fruchtknoten (1 bis 2 Samenanlagen statt 4) bei der in Europa wachsenden Helodea canadensis; Unfruchtbarkeit des aus Ostasien stammenden Acorus calamus in unserem Klima.

In der abweichenden Zusammensetzung der belebten Umwelt: Verhalten des Trifolium pratense in Neuseeland vor und nach der Einführung der die Bestäubung vermittelnden Hummeln; Smyrnafeigen bleiben in Kalifornien unfruchtbar bis zur Einführung der Blastophagen. Vermehrung der Rosa canina und Linaria vulgaris in Australien und Amerika wegen des Fehlens ihrer Feinde. Erörterung des Verhaltens der nur im männlichen oder weiblichen Geschlecht durch den Menschen nach Deutschland eingeführten zweihäusigen Pflanzen (Lunularia cruciata, Salix babylonica, Populus italica).

III. Die negative Seite des Problems — Hinderung der Pflanzenverbreitung durch den Menschen — deutet der Vortragende nur mit einigen Hinweisen an: planmäßige Ausrottung schädlicher einheimischer Pflanzen (Berberis) und planmäßige Verfolgung unwillkommener Gäste (Solanum rostratum). Raubbau tropischen Nutzpflanzen gegenüber. Vernichtungswut der Sammler gegenüber seltenen Arten. Folgen der Urbarmachung öden Geländes, der Ausdehnung der Großstädte, der Industrieanlagen.

In der Sitzung am 18. Juli sprach Herr Prof. C. Clemen über den Ursprung einiger Kinderspiele. Er ging davon aus, daß man die Spiele überhaupt in der Regel oder wenigstens in erster Linie aus dem Trieb des Menschen erklärt, seine körperlichen und geistigen Kräfte auch dann zu gebrauchen, wenn er damit keine unmittelbare Wirkung hervorbringen will. In der Tat sind die Spiele zum Teil auf diese Weise entstanden; sie sind genauer Nachahmungen von Tätigkeiten, und zwar die Kinderspiele von Tätigkeiten Erwachsener. Aber diese Erklärung genügt nicht. Wundt unterscheidet daher von den Arbeits- von ihm sogenannte Kultspiele; ja diese sind manchmal nicht nur Nachahmungen religiöser Handlungen, sondern ursprünglich nichts anderes als solche. Das sieht man besonders deutlich an den völlig sinnlosen Auszählreimen, die von Haus aus Beschwörungsformeln waren. Diese sind auch nicht nur, wie anderwärts zeitgenössische Gedichte, zum Auszählen verwendet worden, sondern dieses war, wie das Losen, ursprünglich ein religiöser Akt. Weiterhin hat das Drachensteigenlassen, das erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus China zu uns gekommen ist, dort und in Ost- und Südostasien überhaupt einen (freilich nicht mehr deutlich zu erkennenden) religiösen Sinn. Auch das Fadenspiel oder Abheben, das bei uns ebenfalls erst in neuerer Zeit aufgekommen ist und sich außerdem in Ost- und Südostasien, Melanesien, Polynesien, Australien, Afrika und Amerika findet, hat dort stellenweise eine magische Bedeutung. Ja von anderen Spielen dürfte das auch bei uns ursprünglich gegolten haben, so von demjenigen, bei dem gesungen wird: wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer aussät usw. und diese Tätigkeit nachgeahmt wird. Hier zeigt nämlich die englische und französische Fassung des Liedes, zu der sich nicht nur in Cambodja und Siam, sondern auch bei den Letten und alten Preußen Parallelen finden, daß es sich ursprünglich um eine Andeutung der Tätigkeit des Landmannes zu dem Zweck handelte, durch sie die gleichen Wirkungen, wie durch die vollständige Bearbeitung des Landes, zu erzielen. Auch das Spiel, bei dem sich zwei Kinder bei den Händen fassen, diese hochhalten, unter ihnen die anderen Kinder durchkriechen lassen und je eines von ihnen fangen, erklärt sich, obwohl es namentlich in Frankreich gern „Himmel und Hölle" heißt, nicht vollständig als Darstellung der Entscheidung beim jüngsten Gericht. Denn wie kann die goldene Himmelsbrücke zerbrechen und was haben mit ihr der Goldschmied und seine jüngste Tochter zu tun? Heißt es in der englischen Fassung des Liedes, daß London-Bridge nicht nur mit Ziegeln und Mörtel, sondern mit Dreierbroten, Gold und Silber neugebaut werden soll, so ist das letztere nur verständlich, wenn man dabei an dem Flußgott dargebrachte Opfer denkt; ebenso wird der Gefangene, der weiterhin in der englischen Fassung erscheint und ja auch in der deutschen gemacht wird, als Fundamentopfer aufzufassen sein, wie solche nicht nur in China und Indien, sondern auch in Europa vorgekommen sind. Wie neugriechische Lieder zeigen, sollen dort mehrfach, eine nach der anderen, drei Schwestern in eine Brücke eingemauert worden sein; so wird sich also auch, wenngleich sie jetzt dort eine andere Rolle spielt, des Goldschmieds jüngste Tochter in dem deutschen Lied erklären. Manche Kinderspiele werden uns mithin nicht nur erst verständlich, wenn man in ihnen einen ursprünglich religiösen Sinn findet, sondern helfen uns auch umgekehrt dazu, die religiösen Anschauungen unserer Vorfahren besser als ohne dies zu erkennen. Und damit dürfte es gerechtfertigt sein, bemerkte der Vortragende zum Schluß, daß in dieser ernsten und schweren Zeit von scheinbar so läppischen Dingen, wie kindlichen Spielen, die Rede war.

In der Sitzung vom 21. November sprach Herr Prof. Max Verworn über den „Übergang der paläolithischen Kultur in die neolithische" (Fortsetzung der Serienvorträge). Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte man nur eine einzige Steinzeit. Erst die anfangs viel angefeindete Entdeckung Boucher de Perthes von Feuersteinwerkzeugen des Menschen in den diluvialen Ablagerungen des Sommetales, der dann zahlreiche ähnliche Funde des diluvialen Menschen in Frankreich, England und Belgien folgten, führte zu der Trennung der Steinzeit in zwei Stufen, die John Lubbock (1865) als „paläolithische" und „neolithische" Periode bezeichnete. Die paläolithische Periode charakterisierte er als die Periode der lediglich durch Schlagen, die neolithische als die Periode der durch Schleifen hergestellten Steinwerkzeuge. In dieser Unterscheidung lag in der Tat ein scharfer Gegensatz, der eine große Kluft andeutete. Bei tieferer Kenntnis der paläolithischen und neolithischen Kulturen erschien diese Kluft noch viel größer, und man sprach bald von einem „Hiatus" zwischen Paläolithikum und Neolithikum, indem man sich vorstellte, daß die Kulturentwickelung in diesem Zeitpunkt, wenigstens für Europa, eine Unterbrechung ihrer Kontinuität erfahren hätte. Den-

noch gab es immer Forscher, die an einen solchen „Hiatus“ auch für Europa nicht glauben wollten.

Schon im Jahre 1848 hatten die dänischen Archäologen Forchhammer, Steenstrup und Worsaae an den Küsten Dänemarks eigentümliche Ansiedelungsplätze des vorgeschichtlichen Menschen gefunden, die in großen Anhäufungen von Austernschalen, untermischt mit Abfällen der Feuersteinbearbeitung und mit fertigen Werkzeugen, bestanden, welche als „Kjökkenmöddinger“ oder „Affalsdynger“ von den dänischen Gelehrten bezeichnet wurden. 1851 erkannte Steenstrup in diesen Muschelhaufen die Wohnplätze der ältesten dänischen Bevölkerung, er erkärte sie für älter als die übrigen Spuren steinzeitlicher Kultur in Dänemark. Mehr als 20 Jahre später wurde auch in Frankreich in Campigny, einem Dorfe im Departement Seine inférieure, ein Wohnplatz entdeckt, an dem sich eine Kulturstufe fand, die stratigraphisch sich als jünger als das Diluvium und älter als die neolithische Kultur des geschliffenen Steinbeils erwies, und die man daher in Frankreich als „Campignien“-Stufe bezeichnete, ohne auf die Funde der dänischen Forscher in den Kjökkenmöddingers Rücksicht zu nehmen. Erst später wurde erkannt, daß es sich in beiden Fällen um die gleiche Kulturstufe handelte. Der Fund der Wohngrube in Campigny war aber insofern wertvoll, als sich hier neben den zahlreichen, bloß durch Schlag hergestellten Feuersteinwerkzeugen auch einzelne fanden, die bereits die ersten Spuren des Schleifens zeigten. Ähnliche Fundorte wurden mehrere beobachtet in Frankreich, Belgien, Skandinavien, Norddeutschland, selbst in Oberitalien. Dann machte im Jahre 1894 Piette in der Pyrenäengrotte von Mas d'Azil (Dep. Ariège) eine wichtige Entdeckung, indem er eine Kulturschicht feststellte, die jünger ist als die letzte paläolithische Kulturstufe, das Magdalénien, die sich aber namentlich bezüglich ihrer Knochengeräte, Lanzenspitzen und Harpunen noch eng an das letztere anschließt. In dieser Kulturstufe sind die Harpunen bereits nicht mehr aus Rentierhorn, sondern aus Hirschhorn hergestellt, ein Zeichen, daß sich das Rentier schon aus jenen Gegenden zurückgezogen hat und der Hirsch an seine Stelle getreten ist. Damit ist der Übergang der diluvialen Fauna in die der Gegenwart vollzogen. Wiederum benannte man in Frankreich nach diesem Fundort eine neue Kulturstufe, nämlich die Stufe des „Azilien“. Die gleiche Kultur fand sich übrigens noch an einer anderen Stelle, und zwar ebenfalls in einer Höhle, bei La Tourasse, und Mortillet zögerte nicht, der neu gefundenen Kultur, obwohl sie dieselbe war wie die in Mas d'Azil, den Namen „Tourassien“ beizulegen. Schließlich machte ein dänischer Forscher, Sarauw, im Jahre 1903 eine wichtige Entdeckung bei Maglemose auf der Insel Seeland. Er entdeckte hier im Moor die Reste eines Wohnplatzes, der sich auf einer floßartigen Balkenunterlage im Sumpf befunden zu haben scheint, und den er nach sehr eingehenden Studien als gleichzeitig mit dem „Azilien“ oder „Tourassien“ und als älter als die dänischen Kjökkenmöddinger erkannte.

Damit war nun der „Hiatus“ zwischen paläolithischer und neolithischer Kultur ausgefüllt. Es zeigt sich nach allen diesen Entdeckungen eine kontinuierliche Entwickelung der Kultur auch in Europa vom Ende des Paläolithikums an bis zum vollentwickelten Neolithikum, eine Entwickelung, die sich unmittelbar an das Magdalénien anschließt und aus ihm hervorgeht, und die hinüberleitet zu den Kulturen des geschliffenen Steins. Dabei lassen sich in dieser Zwischenkultur heute drei Stufen unterscheiden: die älteste, die dem Azilien oder Tourassien der Franzosen entspricht, und die sich in Dänemark im Moor von Maglemose und in Deutschland in der Nähe von Calbe an der Milde sowie nach der Ansicht des Vortragenden auch in Lietzow auf der Insel Rügen findet, die mittlere, welche die dänischen Kjökkenmöddinger enthalten, und die jüngste, die in Campigny, Nordfrankreich, Belgien und Skandinavien verbreitet ist.

Das allen drei Stufen gemeinsame und das ganze Frühneolithikum, oder wie man es vielleicht besser nennt, das ganze „Mesolithikum“ charakterisierende Kulturgerät ist der „Scheibenspalter“, ein längliches, durchschnittlich etwa 8 cm langes, an den Langseiten behauenes und mit einer breiten und scharfen Schneide versehenes Werkzeug, das aus einem breiten und dicken Feuersteinabschlag herausgeschlagen ist. Neben diesem Leitfossil des Mesolithikums kommen aber stets auch roh zurechtgeschlagene, aus länglichen Feuersteinknollen durch allseitiges Behauen hergestellte Äxte von unregelmäßig viereckigem oder rhombischem Querschnitt vor, die eine ebenfalls durch Schlagen hergestellte Schneide oder eine für den Gebrauch als Pickel geeignete Spitze besitzen. Außerdem sind allgemein verbreitet auch einfache Schaber, die meist als „Scheibenschaber“ aus breiten Abschlägen verfertigt sind. Dazu gesellen sich noch die speziellen Kulturerscheinungen, welche die einzelnen Stufen des Mesolithikums im besonderen kennzeichnen.

Für die älteste Stufe, die in Mas d'Azil, Maglemose, Calbe und an wenigen anderen, nicht genauer untersuchten Orten auftritt, sind Harpunenformen aus Hirschhorn charakteristisch, die sich noch eng an die spätpaläolithischen Harpunen anschließen. Sie treten in verschiedenen Formen auf, als flache, beiderseits mit Zackenreihen und an der Basis mit einem länglichen Loch versehene Spitzen, ferner als Harpunen mit nur einer Reihe von Haken, schließlich als solche, die nur einen einzigen Haken an der Spitze besitzen. Aber auch abweichende Formen mit einseitigen Einkerbungen, in welche spitze und scharfe Feuersteinsplitter als Widerhaken eingekittet sind, kommen vor. Sehr wahrscheinlich gehört dieser Stufe auch eine Gruppe von Tierzeichnungen an, die teils als Felsgravierungen aus Norwegen, teils als Knochengravierungen aus Schweden bekannt geworden sind und die in der noch verhältnismäßig naturalistischen, jede Stilisierung vermissen lassenden Darstellung der Rentiere, Elche und Bären der Kunst des jüngeren Paläolithikums noch ziemlich nahe stehen. Sie dürften das Mittelglied vorstellen, das die Kunst des Paläolithikums mit der arktischen Kunst der heutigen Eskimostämme verknüpft.

In der mittleren Stufe, die besonders in den Kjökkenmöddingern Dänemarks reich vertreten ist, begegnet man dem ersten sicheren Auftreten der Keramik. Es sind rohe, unverzierte Gefäße aus gebranntem Lehm, die auf dieser Stufe zuerst erscheinen.

Die jüngste Stufe endlich, die hauptsächlich in Frankreich und Belgien, aber auch in Skandinavien angetroffen wird, zeigt schon eine Überleitung zum Vollneolithikum, insofern hier die ersten Versuche auftreten, den Steinschliff bei der Herstellung der Äxte zu verwenden. In Norwegen entsteht dadurch der sogenannte Nöstvedtypus, roh geschlagene längliche Steinäxte, die an der Schneide schon geschliffen sind. Ebenso finden sich in Belgien und Frankreich bereits flachere oder dickere Beilformen aus Feuerstein mit nur zwei Kanten an den Längsseiten, gewölbten Längsflächen und rundlicher Schneide, die zum Teil noch

ausschließlich behauen, zum Teil aber schon oberflächlich schwach angeschliffen sind, die Vorstufen der späteren dicknackigen und spitznackigen geschliffenen Beile des Vollneolithikums.

Die anderen Kulturstufen, mit denen man den „Hiatus“ zwischen Paläolithikum und Neolithikum noch weiter hat ausfüllen wollen, wie z. B. das „Flénusien“, das, von Rutot nach dem belgischen Fundort Flénu benannt, als die allerälteste Stufe des Neolithikums aufgestellt worden ist, sowie das „Tardenoisien“, das von Mortillet an das Azilien angeschlossen und als älteste Stufe des Neolithikums bezeichnet worden ist, sind einerseits als selbständige Kulturstufen durchaus zweifelhaft, andererseits in der zeitlichen Stellung ihrer Fundorte stratigraphisch schlechterdings noch in keiner Weise gesichert. Das Flénusien soll sich durch einen rein archäolithischen Charakter seiner Feuersteinwerkzeuge auszeichnen, ist aber bisher nur auf der Oberfläche der mit Feuersteinabfällen aller Art besäten Felder Belgiens gesammelt worden. Das Tardenoisien, nach dem Fundorte Tardenois im Departement Aisne benannt und nur an wenigen anderen Stellen wiedergefunden, ist charakterisiert durch einen Reichtum an mikrolithischen, 1 bis 3 cm großen Feuersteinwerkzeugen von einfachen geometrischen Formen, die aus prismatischen Spänen hergestellt und an den Rändern äußerst fein retuschiert sind.

Über den Punkt der paläolithischen Kulturen, an den die Entwickeluug des Mesolithikums und damit weiterhin des Neolithikums sich anknüpft, bestand bis in die neuere Zeit wenig Klarheit. Betrachtet man die grobe Technik der roh zugeschlagenen, großen Feuersteinäxte und -pickel der dänischen Muschelhaufen, oder der Insel Rügen sowie auch Belgiens, so bemerkt man einen auffallenden Anklang an die rohen Faustkeile des Altpaläolithikums, vor allem des Strépyiens und des Chelléens. Ja, die Übereinstimmung in den Werkzeugen ist vielfach so groß, daß Rutot belgische Werkzeuge des Mesolithikums direkt für Strépyien- und Chelléenwerkzeuge gehalten hat, ein Irrtum, der erst in der letzten Zeit durch eine sehr eingehende kritische Studie von Rademacher korrigiert worden ist. Man könnte bei bloßer Berücksichtigung dieser groben, quantitativ allerdings stark in den Vordergrund tretenden und sehr charakteristischen Werkzeuge des Mesolithikums leicht auf die Idee verfallen, das Mesolithikum direkt an das alte Paläolithikum anzuknüpfen, etwa indem man annähme, daß einzelne Stämme der altpaläolithischen Bevölkerung des südlichen Europas, etwa Frankreichs, auf ihren Jagdzügen nach dem Norden und Osten gelangt und dort, isoliert von der Verbindung mit den übrigen, die alte rohe Technik des Altpaläolithikums konservativ beibehalten hätten, während im Süden die Entwickelung der Rentierzeit sich vollzog. Indessen nichts anderes würde für eine solche Hypothese sprechen als eben nur die Tatsache, für deren Erklärung sie aufgestellt wäre, d. h. die Tatsache der technischen Ähnlichkeit der vorherrschenden groben Werkzeugformen im Altpaläolithikum und Mesolithikum. Berücksichtigt man das gesamte Kulturbild des Mesolithikums, so kann kein Zweifel bestehen, daß diese Kulturstufe direkt aus den Kulturstufen der Rentierzeit hervorgegangen ist. Einerseits fehlen grob geschlagene Werkzeuge zum Schlagen, Hacken und Picken auch in den Kulturen der Rentierzeit nicht ganz, wenn sie auch gegenüber den feineren Werkzeugen in den Hintergrund treten. Andererseits finden sich im Mesolithikum aus prismatischen Spänen hergestellte Werkzeuge, wie Spanschaber, Bohrer usw., wie sie charakteristisch für das jüngere Paläolithikum der Rentierzeit, dem Altpaläolithikum dagegen fremd sind. Sodann hat das Mesolithikum zahlreiche Typen von Werkzeugen aus Knochen und Hirschgeweih, von denen sich manche, wie die Harpunen, auf das engste an die gleichen Formen des Magdalénien anschließen, während im Altpaläolithikum die Knochenbearbeitung bekanntlich noch vollkommen unbekannt ist. Ferner kennt das Mesolithikum des Nordens Fels- und Knochenzeichnungen, die noch ganz den Charakter der Magdalénienkunst tragen. Diese Kunst fehlt dem Altpaläolithikum ebenfalls noch vollkommen. So lassen sich noch zahlreiche andere Momente anführen, die das Mesolithikum direkt an das jüngere Paläolithikum der Rentierzeit anknüpfen.

Nach einer nicht unwahrscheinlichen Hypothese ist der Mensch am Ausgange des Paläolithikums dem sich beim Rückgange des Eises nach Norden ziehenden Rentier gefolgt, das seine wichtigste Nahrungsquelle als Jagdtier bildete, und ist dadurch gezwungen gewesen, seine schützenden Felsdächer und Höhlen Südfrankreichs aufzugeben und sich anderen Lebensverhältnissen anzupassen, die, wie neuerdings Rademacher in einer vortrefflichen Studie plausibel gemacht hat, den Anlaß zur Entstehung der neueren Kulturtypen gegeben haben.

In der Sitzung am 12. Dezember sprach Herr Prof. Wiedemann über „Bild und Zauber im alten Ägypten“.

Als man in den prähistorischen Höhlen Malereien, besonders Tierbilder, fand, lag die Frage nahe, was ihre Hersteller mit ihrer Arbeit bezweckten. Hatte sie nur der Nachahmungstrieb veranlaßt, Erscheinungen der Umwelt abzubilden als Erinnerung an das Geschaute für sich selbst oder zum Gedächtnisse für eine weitere Zukunft? Oder verfolgten diese Werke ein höheres Ziel? Sollte die Darstellung des Jagdwildes und seiner Erlegung die Wiederholung des Vorganges auch für spätere Zeiten sichern, sei es durch die Abbildung selbst, sei es unter Beihilfe magischer Handlungen und Formeln? Aus den Bildwerken selbst ließen sich solche Zweifel nicht lösen. Beischriften, welche Sinn und Zweck der Darstellungen erläutern konnten, fehlten ebenso wie jede sonstige Überlieferung über das Wollen der vorhistorischen Künstler. Man war für die Erörterung derartiger Fragen auf Analogieschlüsse angewiesen, und da bot sich vor allem der Glaube an den Sympathiezauber dar, welcher im Denken und Fühlen der verschiedensten Völker eine grundlegende Stellung eingenommen hat. Es können naturgemäß an dieser Stelle die in Betracht kommenden Denkvorgänge nicht in ihrer Gesamtheit verfolgt werden, einiges aber muß doch vorausgeschickt werden, ehe die Vorstellungen erörtert werden können, welche sich insbesondere bei den alten Ägyptern über die Beziehungen zwischen Wort und Bild einerseits und deren realen Vorbildern andererseits entwickelt haben.

Ungemein häufig kehrt in dem Glauben der Menschen der Gedanke wieder, es bestehe zwischen dem Bilde und dessen Vorlage ein dauernder Zusammenhang. Auf dieser Vorstellung beruht die weit verbreitete Annahme einer Fernewirkung des Zaubers. Wollte das griechische Mädchen im Altertume die Liebe eines untreu werdenden Jünglings wieder an sich fesseln, so formte es ein Bildnis des Mannes aus dem für Zauberhandlungen besonders beliebten Wachs und hielt dieses an das Feuer. Dann konnte es, wie dies der um 275 v. Chr. dichtende Theocrit ausdrückt, die Überzeugung hegen: Wie dies wächserne Bild ich

schmelze mit der Flamme dämonischer Kraft, also schmelze in Liebe der untreue Jüngling sofort hin.

In der Zeit des 1559/60 regierenden Königs Franz II. spielte sich in Paris ein großer Staatsprozeß gegen zwei Edelleute de la Mole und Coconnas ab. Einer der Anklagepunkte ging davon aus, daß man bei einem von ihnen eine Wachsfigur gefunden hatte, welche einen Königsmantel und eine Königskrone trug, auf ihrer Brust stand ein M., ihr Herz war von einer Nadel durchbohrt. Daß es sich um Zauber handelte, erschien klar, wenn man auch darüber im Zweifel war, ob die Gestalt den König darstellte, dem der Nadelstich M., d. h. mors, „den Tod" bringen sollte. Oder ob das M. die Figur als die Königin Margarete von Navarra kennzeichne, der die Durchbohrung ihres Herzens Liebe zu dem Besitzer der Gestalt einflößen sollte. Aber, welches auch der Einzelzweck gewesen sein mag, jedenfalls ging man, genau so wie das eben erwähnte griechische Mädchen, von der Überzeugung aus, daß das, was man dem Bilde zufügte, auf den durch das Bild Dargestellten von Einfluß sein werde. Noch in unseren Tagen wirkt dieser Glaube fort. Wenn jetzt das Mädchen der Photographie des treulosen Liebhabers die Augen aussticht, so ist ihre Absicht nicht nur, das Bild des Verhaßten zu zerstören, das würde sie durch ein Zerreißen viel bequemer erreichen. Sie ist mehr oder weniger bewußt von der Hoffnung beseelt, daß die Schädigung, welche sie dem Bildnisse zufügt, dem Menschen selbst Qualen bringen werde.

Statt des Bildes, welches für den Sympathiezauber zunächst in Frage kommt, können auch andere Gegenstände zu dem Einzelwesen in Wechselbeziehung stehen, in ihrem Verhalten auf dasselbe Einfluß ausüben oder über dasselbe Auskunft geben. Am geläufigsten ist uns in dieser Beziehung das Lebenslicht auf dem Geburtstagskuchen, dessen längere oder kürzere Brenndauer Rückschlüsse auf die voraussichtliche Lebensdauer des Geburtstagskindes gestattet. Sehr gern nimmt man eine Beziehung zwischen dem Leben eines bestimmten Baumes und eines Menschen an. So pflanzt man in vielen Gegenden Deutschlands am Geburtstage eines Kindes einen Baum — auch Goethes Großvater tat dies am Geburtstage seines Enkels — und erwartet, daß nunmehr das Kind in gleicher Weise wie der Baum gedeihen werde. Sehr verbreitet ist dieser Glaube in der deutschen Schweiz. Aus dem Aargau wird berichtet, daß ein Vater im Zorne über seinen mißratenen Sohn auf das Feld ging und den dort gepflanzten Geburtsbaum umhieb, um hierdurch den Sohn selbst dem Untergange zu weihen.

Wie zwischen Bild und Mensch, Baum und Mensch, so besteht auch zwischen Name und Mensch ein inniger Zusammenhang. Diese Überzeugung steht so fest, daß man vielfach annimmt, daß, wenn man eine Person umbenennt, diese hierdurch ein anderes Wesen oder doch von Fernerstehenden für ein anderes Wesen gehalten wird. Ein charakteristisches Beispiel für eine derartige Vorstellungsreihe bietet eine israelitische Sitte dar, welche sich in gleicher Ausgestaltung im heutigen Palästina und in Ostgalizien findet, demnach weite Verbreitung im Kreise des jüdischen Volkstumes besitzt. Ist ein Mensch schwer erkrankt und befürchtet man sein Ableben, so verleiht man ihm einen anderen Namen. Hieß er beispielsweise bisher Benjamin, so wird er etwa Isaak benannt. Von den Umstehenden wird er als Isaak angeredet, die Gebete werden für Isaak gesprochen. Tritt nunmehr der Todesengel oder der böse Geist ein, um sich Benjamins zu bemächtigen, so hört er diesen Namen nicht, sondern nur den des Isaak; er glaubt daher, er habe hier einen Isaak vor sich, über welchen ihm keine Macht zusteht. Enttäuscht zieht er sich zurück und der Kranke ist gerettet.

Die Gedankengänge, deren bisher gedacht wurde, sollten zeigen, daß wir uns bei den Vorstellungskreisen, welche nunmehr für das alte Ägypten zu verfolgen sein werden, auf einem allgemein menschlichen Gebiete bewegen. Um insbesondere für die im Altertume am Nile herrschenden Anschauungen über das Verhältnis von Person und Bild das richtige Verständnis zu gewinnen, hat man von einer der ägyptischen Unsterblichkeitslehren auszugehen.

Soweit man das ägyptische Volk in seiner geschichtlichen Entwickelung zurück zu verfolgen vermag, stets läßt sich erkennen, daß es fest an die persönliche Unsterblichkeit des Menschen glaubte. Man hat sich im Laufe der Zeit über die Art und Weise, in welcher sich das Leben nach dem Tode abspielte, sehr verschiedene Ansichten gebildet und gelegentlich dieses Fortleben sich als ein sehr wenig erfreuliches Dasein ausgemalt. Daß es aber vorhanden war und daß man ihm auf keinerlei Weise zu entgehen vermochte, diese Tatsache stand für jeden Ägypter vollkommen fest. Der Mensch setzt sich für ihn zusammen aus dem Körper und der Seele, oder genauer aus den Seelen, denn der Ägypter glaubte, er besäße eine ganze Reihe von individuell selbständigen Seelenformen.

Wenn der Körper dem Tode zum Opfer fiel, so lebten diese Seelengestaltungen unabhängig von dem Körper fort. Eine Zerstörung des Leichnams hatte somit nicht die Vernichtung der Seele zur Folge. Wertlos war der Körper für die Seele trotzdem nicht. Er bot ihr eine Hülle dar, in welche sie sich begeben konnte, um auf Erden umzugehen, die Überlebenden an die Erfüllung ihrer Verpflichtungen dem Verstorbenen gegenüber zu erinnern, sie bei Unterlassung der Opferdarbringung zu strafen und zu quälen. Auf die Opfergaben aber mußten die Seelen großes Gewicht legen, denn der Ägypter dachte sich alle seine unsterblichen Ichs völlig materiell und allen menschlichen Empfindungen und Bedürfnissen unterworfen. Vor allem bedurften sie der Speise und des Trankes, sollten sie nicht die Qualen von Hunger und Durst empfinden. Die Texte schildern, mehr oder weniger eingehend, wie die Seele, wenn die Opfergaben ausblieben und sie selbst nicht imstande war, den nötigen Unterhalt zu erwerben, auf die Erde herabsteigen mußte. Hier durchstöberte sie die Abfallhaufen vor den Ortschaften nach Speiseresten und, wenn sie nichts Brauchbares fand, so war sie gezwungen, Kot zu essen und Harn zu trinken.

Nach ältester ägyptischer Anschauung scheint der eigene Körper die einzige Hülle gewesen zu sein, in welcher der Tote auf dieser Erde umzugehen vermochte. Eine Zerstörung des Körpers verbannte ihn somit aus unserer Welt. Nun ist der Tote im allgemeinen für das menschliche Gefühl ein recht unheimliches Wesen. Man trauert, wenn ein Nahestehender stirbt, aber der Wunsch, daß dieser als Gespenst wiederkehren möge, liegt den Hinterbliebenen fern. Von dieser Scheu vor dem Toten ausgehend, hat man es im Niltale vielfach versucht, ihm eine solche Rückkehr unmöglich zu machen oder doch nach Kräften zu erschweren. Man hat zu diesem Zwecke den Leichnam zerstückelt oder wenigstens enthauptet, in der Überzeugung, daß damit seine Benutzung für das Gespenst ausgeschlossen sein werde. Solange der eigene Körper als die einzige brauchbare Seelenhülle für den

Toten galt, genügte die Vornahme derartiger Handlungen, um für den Verstorbenen zwischen Diesseits und Jenseits eine unübersteigbare Grenze zu ziehen. Die Hinterbliebenen konnten, falls ihnen der Sinn danach stand, für den Verewigten aus freien Stücken Gaben weihen. Der Verstorbene aber vermochte nicht wiederzukehren und von den Überlebenden die Darbringung derartiger Geschenke zu erzwingen.

Allein, bereits in sehr früher Zeit trat am Nile eine andere, für die Überlebenden weit gefährlichere Anschauung von der Macht des Verstorbenen neben der eben erwähnten auf. Es entwickelte sich der Gedanke, dieser sei für eine irdische Erscheinung nicht ausschließlich auf seine einstige körperliche Hülle angewiesen, er könne vielmehr jede Gestalt annehmen, welche ihm beliebte, die eines Krokodils, eines Reihers, einer Schlange, eines Gottes, und andere mehr. Sobald man von dieser Voraussetzung ausging, ergab sich ohne weiteres, daß die Vernichtung des Leichnams der Nachwelt keinen Nutzen bringen konnte, daß sie im Gegenteil für den Zerstörer große Gefahren darbieten werde. Der Tote, dem sie zugefügt ward, mußte eine solche Behandlungsweise als schwere Kränkung empfinden und auf den Gedanken kommen, sich für ihre Vornahme zu rächen. Diesem veränderten Glauben entsprechend änderte sich die Behandlung des Toten. Statt ihn zu bekämpfen, suchte man seine Gunst zu gewinnen, statt seinen Körper zu verstümmeln, suchte man diesen vielmehr zu erhalten. Aus diesen Gedankengängen ist die viel besprochene Sitte der Mumifizierung der Leiche hervorgegangen. Aber, und dies ist eine weitere wichtige Vorstellungsreihe, wenn man derart bestrebt war, dem Toten seine altgewohnte irdische Hülle und Verkörperungsform zu erhalten, und ihm so das Umgehen im Diesseits scheinbar zu erleichtern, erwünscht erschien sein Wiederkommen den Hinterbliebenen doch nicht. Man umwickelte daher die Leiche mit festangezogenen Binden, band diese mit Leinwandstreifen zusammen und verknotete die Bänder. Auf die Verknotungen drückte man in zahlreichen Fällen Siegelton und auf diesen heilige Zeichen, damit der eingebundene Tote die Binden nicht zu lösen vermöge. Dann bettete man ihn in einen Sarg und verschloß diesen nicht selten durch schräg eingetriebene Keile, welche der eingesargte Tote von Innen heraus nicht entfernen konnte. Hierdurch und durch allerhand ähnliche Mittel suchte man die Wohltat, welche man den Verstorbenen durch die Mumifizierung angedeihen ließ, unverwertbar zu machen. Man hoffte, wenn die Seele des Toten das Grab besuchte, werde sie über die gute Behandlung ihrer Leiche Befriedigung empfinden und in dieser Freude die Gegenmittel übersehen, zu denen man gegen ihr Umgehen in Menschengestalt gegriffen hatte. Ein derartiger Gedankengang setzt bei dem Toten eine verhältnismäßig wenig entwickelte Denk- und Urteilskraft voraus. Eine solche Auffassungsweise teilt in der Tat der Ägypter mit vielen anderen Völkern. Wie diesen, so erschienen auch ihm zahlreiche Gestalten des Jenseits, die Toten, der Tod selbst, die bösen Dämonen als sehr wenig klug. Belege für derartige Vorstellungen bieten in reicher Fülle die deutschen Volksmärchen dar, in welchen der Tod getäuscht und der Teufel in der einfachsten Weise geprellt wird.

Mit der Mumie, deren Herrichtung der Mensch seinen Hinterbliebenen zu überlassen gezwungen war, wurde seiner Seele eine Verkörperungsform in seiner alten Gestalt geschaffen. Allein, der Mensch besaß nur eine Leiche und damit auch nur eine Mumie. Außerdem blieb diese, mochte man sie noch so sorgsam einbalsamieren und aufbewahren, leicht zerbrechlich und in ihrem Bestand gefährdet. So suchte man sich denn bereits bei Lebzeiten andere Verkörperungsformen herzustellen, deren man sich in Ermangelung einer Mumie oder auch neben dieser für eine Beseelung bedienen konnte. Solche dauerhaftere Hüllen fand die Seele in ihren Bildnisstatuen. In diesen konnte sich der Verstorbene und ebenso der völlig als Mensch aufgefaßte Gott niederlassen und, da das Bildnis seinem Äußeren entsprach, so war der Tote, wenn er in dieser Gestalt umging, seinen Anverwandten und Bekannten ohne weiteres kenntlich. Die Statue konnte, wie ägyptische Berichte zeigen, sich bewegen, mit dem Kopfe nicken, auf die verschiedenste Weise ihren Willen zu erkennen geben. Sie stand bei diesem Tun zu der Persönlichkeit, welche sie nachbildete, in inniger Beziehung. Was sie tat, das tat der Dargestellte, was ihr zugefügt wurde, das empfand dieser. Trotzdem decken sich beide nicht vollkommen, so wenig wie das die Leiche und der Tote taten. Eine Zerstörung der Statue hatte nicht die Vernichtung des Dargestellten zur Folge, sie beraubte ihn nur einer seiner Verkörperungsformen.

Die Statuen beschrieb man mit religiösen Formeln, man stellte sie in Gräbern, Tempeln und anderen Stätten auf, an denen sie durch Götter oder durch Abwehrzauber gegen magische Beeinflussung durch andere Menschen oder Dämonen geschützt waren. Dieser Schutz erschien unumgänglich nötig. Es stand dem Dargestellten frei, so oft er Lust dazu verspürte, sich in der Statue niederzulassen. Er konnte hierzu aber auch gezwungen werden. Trat ein in der Zauberei Erfahrener vor die Statue und sprach die richtigen Formeln, so konnte er der Persönlichkeit befehlen, sich in ihr Bildnis zu begeben und ihm zu Willen zu sein. Diese Gefahr schwand oder verringerte sich doch, wenn man Sorge trug, daß die Statue an heiliger Stätte sich befand. Mit einer solchen Aufstellung war gleichzeitig ein weiterer Vorteil verbunden. Stand die Statue im Tempel, dann konnte man hoffen, daß der Gott an ihr und ihrem Insassen besonderes Interesse nehmen und ihm, wenn er selbst bei den Opfern Speise und Trank empfing, etwas davon abgeben werde. Daher steht denn auch häufig auf den Statuen die Formel: Eine königliche Opfergabe werde dargebracht dem Gotte Amon, Ptah oder sonst einem der in dem betreffenden Tempel verehrten Götter, damit er gebe Getränke, Brot, Fleisch und alles, wovon ein Gott lebt, dem Toten so und so. Andererseits galt es als eine besondere Gunst von seiten des Herrschers, wenn er die Statue eines seiner Getreuen in einem Tempel aufstellen ließ, er sorgte damit für dessen leibliches Wohl über das Grab hinaus.

Die Statue bildet demnach zunächst eine Hülle, in welche der Dargestellte freiwillig oder unfreiwillig auf längere oder kürzere Zeit sich begeben konnte. Ihre Bedeutung war daneben aber eine viel weitergehende, sie gewann eigenes individuelles Leben. Um diesen eigenartigen Gedankengang zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß sich das Denken des alten Ägypters in völlig konkreten Formen vollzog, daß ihm die Bildung abstrakter Begriffe fern lag. Er verfuhr bei dieser Denkart nicht anders wie zahlreiche der sogenannten Naturvölker und auch manche höher entwickelte Stämme. Noch heutigentags fehlt vielfach den Negern in Ostafrika die Abstraktionsfähigkeit. Spricht ein solcher Neger von Frau, so ist es etwa die bestimmte Frau, welcher er gestern begegnet ist,

spricht er von Krokodil, so denkt er an das bestimmte Krokodil, welches er am Flusse gesehen hat. Der Gesamtbegriff Frau oder Krokodil, unter welchem er alle die einzelnen Individuen dieser Gattungen unterzuordnen hätte, ist für ihn nicht vorhanden. In gleicher Weise war die altägyptische Auffassungsart gestaltet. Schön war dort kein allgemeiner Begriff. Es war je nach den augenblicklichen Verhältnissen ein schönes Mädchen, ein schönes Pferd, ein schönes Haus. Ähnlich war Tod kein einheitlicher Begriff. Es war im Einzelfalle die bestimmte Todesart, welche ein bestimmter Dämon einem bestimmten Wesen zufügte.

Dieser Mangel an Gefühl für Abstraktes und Synthese ging bei den Ägyptern noch weiter. Der Begriff des Ichs war ihnen schwer zu fassen. Statt zu sagen: Ich sehe, rieche, gehe, fürchte mich, sagte er bis in die spätesten Zeiten hinein lieber: Meine Augen sehen, meine Nase riecht, meine Beine gehen, die Frucht ist in meinem Bauche. Er verfuhr also wie das Kind, welches auf die Frage: Tut es dir weh? antwortet: Mir nicht, aber meinem Bein. Auf die grundlegende Wichtigkeit dieser Erscheinung für die Beurteilung und Entwickelung der ägyptischen Kunst, der ägyptischen Sprache und Schrift kann hier nicht eingegangen werden. Sie hat aber auch für die Auffassung des Wertes und der Wirksamkeit der Bildsäule eine tief einschneidende Bedeutung.

Für den Ägypter bestand kein prinzipieller Unterschied zwischen Mensch, Tier, Pflanze, Stein. Sie alle wurden menschenähnlich aufgefaßt, denn der Mensch war dem Ägypter das Maß aller Dinge. Sie alle, auch die für unser Gefühl leblosen Gegenstände, hatten gleichgeartete Lebensäußerungen, konnten nützen und schaden. Der Ägypter empfand auch in diesem Falle wie das Kind, welches den Stuhl, an dem es sich gestoßen hat, beschimpft und schlägt, als habe dieser aus freiem Antrieb ihm den Schmerz bereitet, den es empfindet. Vor allem brauchten alle die genannten Dinge Speise und Trank. Sie bildeten belebte Wesen, und zwar jedes für sich eine eigene Individualität, nicht etwa nur einen Teil eines größeren Ganzen. Sie taten dies unbeschadet ihrer sonstigen Beziehungen zu Göttern und anderen Wesenheiten. So war denn auch die Statue ein selbständiges Wesen. Wohl bot sie in erster Reihe, wie eben ausgeführt wurde, eine Hülle dar, in welche der Dargestellte sich begeben konnte. Aber wie alle Verkörperungsformen besaß sie daneben ein individuelles Dasein. Wenn man eine Statue fertigte, so rief man damit ein neues Sonderwesen hervor, und wurde der Künstler daher als Se-änch, „der Leben macht", im eigentlichsten Sinne des Wortes bezeichnet. Dieses neue Wesen mußte, wie alle Lebewesen, essen und trinken, und brachte man daher nicht nur dem Vorbilde der Statue, dem Menschen oder Gott, sondern auch der Statue insbesondere Opfer dar.

In wie hohem Maße die Statuen als eigene Lebewesen aufgefaßt werden, das ersieht man am besten aus der Tatsache, daß man glaubte, durch die Herstellung plastischer oder gezeichneter Figuren nicht nur neue Nebenformen bereits bestehender Wesen, sondern auch völlig neue Individualitäten erschaffen zu können. Nach ägyptischer Anschauung war der Normalzustand für den Menschen das Verheiratetsein. Sank der Mann — um die Frauen kümmerte sich die ägyptische religiöse Spekulation wenig — unverheiratet in das Grab, so war es die Pflicht der Hinterbliebenen, ihm wenigstens nachträglich zu einer Ehe für sein jenseitiges Leben zu verhelfen. In der Frühzeit wird man an seinem Grabe eine Frau geopfert und diese mit ihm beigesetzt haben, damit sie ihm als Gattin in das Jenseits folge. In historischer Zeit kamen Totenopfer von wirklichen Frauen und Dienern im Niltale, abgesehen von Äthiopien, nur in Ausnahmefällen vor. Statt dessen fertigte man kleine plastische Figuren unbekleideter Frauen, welche häufig auf einem Bette gelagert erscheinen, und erschuf durch deren Herstellung für den Toten ein neues Lebewesen. Der Hauptzweck der ägyptischen Ehe war die Gewinnung von Kindern, besonders die eines Sohnes, welcher dem Vater an bestimmten Tagen Opfer darzubringen hatte. Dementsprechend sieht man vielfach neben der Frau auf dem Ruhelager einen nackten Knaben, den Sohn, welcher somit ohne weiteres gleichzeitig mit der Gattin in die Erscheinung treten sollte.

Außer derartigen Gattinnen und Kindern für den Toten erschuf man ihm durch die Herstellung plastischer Figuren eine Dienerschaft. Die bekanntesten unter den zahlreichen hierher gehörenden Gestaltungen sind die sogenannten Uschebti, kleine Statuetten meist aus glasierter Kieselerde, seltener aus Ton, Holz oder hartem Stein. Sie erscheinen gewöhnlich als eingewickelte Mumien, aus deren Binden ein menschliches Gesicht und beide Hände hervorragen. Letztere halten Ackerwerkzeuge, Hacken und den Korb, in welchem man das Saatkorn auf das Feld zu bringen pflegte. Diese Figuren wurden dem Toten gern in großer Zahl mitgegeben, um ihm im Jenseits zur Verfügung zu stehen und das Leben dort möglichst bequem zu gestalten. Ihre Hauptaufgabe war die Ausübung des Ackerbaues, denn für den Toten, der darauf bedacht sein mußte, seinen Hunger zu stillen, kam es in dem Getreidelande Ägypten vor allem darauf an, daß sein Feld gut bestellt wurde und ihm reichen Ertrag an Brotkorn brachte. An sich konnte die Herstellung der Statuetten genügen, um die neuen Wesen in das Leben treten zu lassen. Man konnte sich dieses Erfolges aber noch dadurch besonders versichern, daß man bei ihrer Ausarbeitung magische Formeln sprach oder diese auf den Gestalten eingrub oder von Zeit zu Zeit vor ihnen wiederholte und dabei nicht vergaß, den Toten, für welchen sie bestimmt waren, zu nennen. Hierdurch verhinderte man, daß die Bildnisse von anderer Seite auf magische Weise beeinflußt und dem rechtmäßigen Besitzer abspenstig gemacht wurden.

Die Besorgnis vor zauberischer Einwirkung auf die Statuetten, welche hier mit hineinspielt, geht noch viel weiter. Wir haben bereits gesehen, daß es geschehen konnte, daß durch die Anwendung von Zauberformeln ein Mensch gezwungen wurde, sich in seiner Statue zu verkörpern und daß er dann gegebenenfalls dem Magier zu Willen sein mußte. Diese Tatsache konnte ein Feind auch in anderer Weise ausnutzen. Hatte er keine bereits vorhandene Statue des Gegners zur Hand, so konnte er sich selbst eine solche herstellen, den Widersacher in sie hineinbannen und an ihm dann seinen Mutwillen treiben. Er konnte aber auch auf die ausdrückliche Bannung verzichten. Da, wie erwähnt, ein Wechselverhältnis zwischen Statue und Mensch bestand, so wirkte eine Schädigung der Statue eines bestimmten Menschen ohne weiteres aus der Ferne und brachte dem Dargestellten Gefahr und Leid. Zu solchen Zauberwerken verwendete man gern Figuren aus Wachs, wie dies bereits für das griechische Altertum und das Mittelalter betont wurde. Wenn Papyri der hellenistischen Zeit dieser Wachsverwendung gedenken, so könnte man auf eine Beeinflussung von Griechenland her schließen. Es sind aber Reste der Akten eines Hochverratsprozesses aus der Zeit des

Königs Ramses III., also von etwa 1200 v. Chr., erhalten geblieben, in denen davon die Rede ist, ein Missetäter habe Wachsfiguren hergestellt und an ihnen zauberische Handlungen vorgenommen.

Der Gedanke, daß von dem Bildwerke eine Beeinflussung des Dargestellten ausgeht, findet seinen Ausdruck in der Art der Ausführung einer Reihe von Königsstatuen. Der Herrscher sitzt da und an dem Postamente der Statue krümmen sich niedergeworfene Feinde in den verschiedensten Verrenkungen. In anderen Fällen sind hier die Namen der Ägypten benachbarten fremden Länder angebracht oder setzt der König seine Füße auf hingestreckt daliegende Feinde oder auf neun Bogen, die Zeichen der neun Fremdvölker, in welche der Ägypter das ihn umgebende Ausland zerfallen ließ. In allen diesen Fällen befinden sich die Fremden unter den Füßen des Herrschers, was nach ägyptischer Auffassung: sie sind ihm unterworfen, bedeutet. Ein Ausdruck, welcher offenbar von der Sitte ausgeht, daß der Sieger auf den Feind seinen Fuß setzte, um ihn rein körperlich seine Macht und deren Druck fühlen zu lassen. Die gleiche Vorstellung hat es veranlaßt, daß man auf die Unterseite der Sandalen bei mumiengestaltigen Särgen häufig die Bilder gefesselter Feinde malte, welche der Verstorbene dann bei jedem Schritte mit Füßen trat. An anderer Stelle wird nicht der König als Herrscher und Sieger dargestellt, sondern das Bildnis eines männlichen oder weiblichen Vertreters des feindlichen Stammes geformt, welcher in die Knie gesunken ist und dem die Arme auf den Rücken zusammengebunden worden sind.

Es handelte sich in allen diesen Fällen nicht um die Vorführung eines einmaligen historischen Vorganges, sondern um ein typisches Bildwerk, welches bereits durch sein Bestehen eine Wirkung auf die Feinde Ägyptens ausübte. Wenn es dies nicht in genügender Weise erreichte, so konnte man die Magie zu Hilfe nehmen. Formeln veranlaßten die Gruppen und Einzelgestalten, sich zu beleben, die dargestellten Handlungen zu vollziehen und hierdurch zu Wirklichkeiten zu werden. Dann wirkte das Bildwerk nicht nur auf die Tatsachen ein, es wurde selbst zu einer solchen und erzwang bis in die weiteste Ferne die Wiederholung des vorgeführten Vorganges.

Was über die statuarischen Darstellungen und deren Wechselwirkung zur Wirklichkeit eben ausgeführt wurde, das gilt in gleicher Weise von dem Relief und der Zeichnung. Der im Jahre 1418 n. Chr. verstorbene arabische Historiker und Geograph Calcaschandi berichtet, die alten Ägypter hätten in ihren Tempeln die Gestalten der sie umgebenden Völker abgebildet. Wenn eines dieser Völker etwas gegen sie unternehmen wollte, so verhängten sie über dessen abgebildete Figur eine Strafe. Dann traf dieses Volk in der Ferne dasselbe, was man über diese Figur verhängt hatte.

Dieser Gedankengang entspricht den altägyptischen Vorstellungen. Die großen Tempelreliefs, in welchen man den König erblickt, wie er seine Feinde erschlägt, sind nicht ohne weiteres Erinnerungen an einen bestimmten Sieg. Als solche historische Darstellungen kann man sie nur ansehen, wenn sie oder ihre Beischriften über einen hier gemeinten wirklichen Vorgang tatsächliche Angaben machen. Meist handelt es sich bei ihnen um das althergebrachte Schema der Niederwerfung der Gegner des Pharao. Dieses bildete das Prototyp des stets von neuem mit Naturnotwendigkeit sich wiederholenden Sieges. Um diesen im Ernstfalle eintreten zu lassen, genügte es, vor dem Relief die vorgeschriebenen Formeln zu sprechen, dann wurde ohne weiteres der Gegner niedergeworfen. War dies vollbracht, so kehrte die Reliefdarstellung in ihre Ruhe zurück, bis man sie bei anderer Gelegenheit von neuem als Grundlage für eine entsprechende Zauberhandlung verwertete.

Der Glaube an die Belebungsmöglichkeit der Reliefs spielt besonders bei der ägyptischen Grabausstattung eine Rolle. Im Niltale bestand das Grab in seiner üblichen Ausbildung aus drei Teilen: einer oder mehreren oberirdischen Kammern, einem oder mehreren unterirdischen Räumen und einem diese beiden verbindenden Gange. In dem unterirdischen Raume stand der Sarg. Dieser und das ihn umgebende Gemach bildeten die Wohnung, das „ewige Haus" des Verstorbenen. In dem Sarge lag in zahlreichen Fällen die Leiche auf der linken Seite. Vor ihrem Kopfe, am oberen Ende der linken Sargwandung, waren außen zwei große Augen angemalt oder sonst angedeutet. Es waren die Auslugstellen für den Verstorbenen, durch welche er in den Grabraum hinausspähen konnte, ob sich dort nichts Bedrohliches vorfand. Erschien alles sicher und war die Mumie nicht allzu sehr durch die Binden und Zauberzeichen von den Hinterbliebenen festgebannt worden, so konnte der Tote durch eine Türe, welche unter den Augen angemalt war, und welche, wie mehrfach die Art ihrer Abbildung zeigt, nur von innen geöffnet werden sollte, aus dem Sarge heraustreten. Dann fand er die Grabwände von Inschriften bedeckt, welche magische Formeln enthielten. Diese setzten ihn in den Stand, im Jenseits gute Geister willfährig zu machen, böse Dämonen zu besiegen, durch alle Räume hindurch zu schreiten, den Göttern gleich und selbst ein mächtiger Gott zu werden.

Wurde es dem Toten in seiner Grabkammer allzu einsam, wollte er etwas anderes tun, als sich nur mit seiner eigenen Seele unterhalten, etwas anderes sehen als nur Götter, Dämonen und mehr oder weniger selige Geister, so konnte er durch den Gang in die oberirdischen Räume sich begeben. Dieser Gang war nach der Beisetzung zugeschüttet worden, doch bot dies nur dem lebenden Menschen ein Hindernis dar, wenn er in den Totenraum eindringen wollte. Der selige Tote vermochte es, vermittelst seiner magischen Kraft die Schuttmasse zu durchdringen und an die Stelle der oberirdischen Räume zu gelangen, an welcher ein Eingang aus dem inneren Grabe in diese angedeutet war. Über dieser Scheintür war wiederum eine Auslugöffnung in Relief oder Malerei dargestellt, damit der Tote mit ihrer Hilfe sich überzeugen konnte, ob ein Betreten dieser Räume auch ohne Gefahr für ihn tunlich sei. Halbplastische Darstellungen führen vor, wie der Verstorbene seinen Oberkörper in diese Öffnung geschoben hat und nun herausspäht. War keinerlei Gefahr ersichtlich, so trat er durch die Türe in die Kammer und befand sich nunmehr in einem ihm gehörigen Teile des Diesseits.

Diesem Gedanken gibt die Ausschmückung der Kammern Ausdruck. Hier finden sich Abbildungen von Szenen aus dem täglichen Leben: Ackerbau, Viehzucht, Schiffahrt, Marktverkehr, Bierbrauen, Weinkeltern, Brotbacken, Fleischzubereiten u. s. f. Als man in Gräbern derartige Darstellungen fand, glaubte man zunächst Bilder des individuellen Lebens des jeweils gerade hier bestatteten Ägypters und seines Besitzes vor sich zu haben. Diese Annahme hat sich als ein Irrtum herausgestellt. Die Vorlagen für derartige Bilder wurden im Einzelfalle nicht für das einzelne Grab neu entworfen. Der Ägypter, welcher seine letzte

Ruhestätte bereits bei Lebzeiten herzurichten pflegte, suchte sich die ihm am meisten zusagenden Gruppen aus Musterbüchern zusammen und ließ sie nach deren Vorbild wiederholen. Dabei gab er ihnen gelegentlich insofern einen etwas persönlicheren Charakter, daß er den Gestalten die Namen seiner selbst, seiner Familienmitglieder und Diener beifügen ließ. Im übrigen kam es ihm auf individuelle Zuverlässigkeit nicht an, suchte er vielmehr alle Dinge möglichst großartig darzustellen. Die Viehherden waren äußerst zahlreich, die Schiffe über das übliche Maß umfangreich, die Äcker brachten immer reichsten Ertrag. Alles war erfreulich und schön. Unangenehme Dinge, Krankheit, Tod, Streit und Kampf vermied man abzubilden. Das Leben des Ägypters erscheint in diesen Grabdarstellungen als ein durchweg glückliches, friedliches, von keiner Störung oder Fährlichkeit bedrohtes Los.

Die Vorführung eines derartigen idealen Lebens hat einen tieferen Grund wie nur ein einfaches Übertreibenwollen vor der Nachwelt. Trat der Tote in die Kammer und sprach seine Zauberworte, dann belebten sich alle Bilder und wurden Wirklichkeiten. Die Köche kochten, die Bauern ackerten, das Vieh wurde auf die Weide getrieben, die Schiffe fuhren. Das Bild der Toten war er selbst. Vor seinen Augen, zu seiner Freude und zu seinem Nutzen spielte sich das Dargestellte tatsächlich ab. An einer anderen Stelle saß er leibhaftig vor einem Tische, über welchem eine lange Liste von Speisen und Getränken angebracht war. Er brauchte nur eine bestimmte Formel mit richtiger Betonung auszusprechen und den Namen der gewünschten Sache in diese einzufügen, dann standen die begehrten Dinge auf dem Tische. Dann konnte er nach Wunsch Wein der verschiedensten Lagen trinken oder sich an den verschiedenen Sorten Bier erlaben, falls er nicht Milch oder Granatwein vorzog. Dazu konnte er allerhand Stücke vom Rinde essen oder Gänsebraten oder auch Brot, Kuchen, Gemüse, kurz alles, was ihm eßbar und wohlschmeckend erschien. Die Aussicht, alles, was er hier im Grabe sah, immer wieder, so oft ihm das Herz danach stand, durchleben zu können, läßt es selbstverständlich erscheinen, daß man für die Darstellungen nur angenehme Vorgänge wählte und diese so reich ausgestaltete, wie sie nur eine im Wünschen nicht gehemmte Phantasie sich auszumalen vermochte.

Die Überzeugung von der Belebbarkeit der Reliefs mußte höchst erfreulich erscheinen. Allein für das ägyptische Empfinden konnte ihre Erfüllung eine große Unannehmlichkeit im Gefolge haben. Wenn unter dem Einfluß der Zauberformeln alle Bilder an der Wand Leben gewannen, wer stand dafür, daß diese Verwandlungsfähigkeit bei den Reliefs Halt machte, daß nicht gleichzeitig diejenigen Geschöpfe zum Leben erwachten, deren Bilder als Schriftzeichen in den Hieroglyphentexten Aufnahme gefunden hatten? Dann konnten die Männer aus der Wand treten und den Toten bedrohen, die Vögel hinausfliegen und den Raum erfüllen, die Schlangen hinauskriechen und Verderben bringen. Die Geister, die er rief, wäre dann der Tote nicht wieder losgeworden.

Eine solche Gefahr hat die Ägypter zu einer eigentümlichen Schreibart, zur Verwendung von Teilhieroglyphen veranlaßt. Statt einen bewaffneten Mann zu machen, malten vorsichtige Leute nur einen bewaffneten Arm, statt eines gehenden Mannes nur zwei Beine, statt eines vollständigen Feindes einen kopflosen. Diese Teile konnten sich ruhig beleben, Schaden vermochten sie nicht anzurichten, während sie andererseits als Schriftzeichen genügten, da jeder, der sie sah, ohne weiteres wußte, welche Hieroglyphe im Einzelfalle gemeint war. Ähnlich verfuhr man bei den Tierbildern unter den Hieroglyphenzeichen. Die Vögel stellte man ohne Flügel und Beine dar, der gewundenen Schlange nahm man den Schwanz. Am eigenartigsten verfuhr man bei dem Bilde der kriechenden Schlange, welches als Schriftzeichen für den Buchstaben f sehr häufig vorkam. Bei diesem malte man den Vorderteil und den Hinterteil des Tieres und ließ zwischen beiden Teilen eine Lücke. Besonders ängstlichen Leuten erschien diese Vorsichtsmaßregel aber doch noch nicht genügend. Die beiden Stücke konnten, auch wenn sie im Augenblick getrennt erschienen, doch vielleicht einmal zueinander kommen und wieder zusammenwachsen. Um dieser Gefahr zu entgehen, malte man zwischen die beiden Stücke Sandkörner, welche diese Vereinigung verhindern sollten. Daß eine solche Verwendung des Sandes ein gutes Mittel gegen das Zusammenwachsen darbot, das zeigte dem Ägypter seine Sage von dem Prinzen Setna. Als dieser die ewige Schlange, welche das große Zauberbuch bewachte, zerhieb, da wuchsen ihre Stücke immer wieder zusammen, bis er Sand zwischen dieselben streute und damit den Wiederbelebungen des Tieres ein Ende bereitete.

Wie die angeführten Beispiele, deren Reihe sich leicht vermehren ließe, zeigen, war bei den Ägyptern der Glaube an die Macht der Magie, an die Belebbarkeit der Reliefs und Malereien und ihren Zusammenhang mit den Wirklichkeiten so stark entwickelt, daß das Volk sogar seinen Schriftzeichen mißtraute und es für erforderlich hielt, diese durch allerhand Kunstgriffe unschädlich zu machen. Inwieweit das Spiegelbild in die gleiche Reihe wie die Bildnisse in Rundplastik und Relief gehört, dafür liegen aus dem alten Ägypten keine bestimmten Angaben vor. Nur Andeutungen lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß man auch im Niltale annahm, daß in dem Spiegelbilde ein Teil des Ichs der Persönlichkeit sich befinde und daß dieses in dem Spiegel zurückbleibe, auch wenn das Bild selbst für das menschliche Auge verschwunden war.

Wenn aber für das Spiegelbild nur wenig Material erhalten geblieben ist, so fließt dieses für eine andere Art Abbild in um so reicherer Fülle, für den Namen. Der Name war in Ägypten nicht die beliebige Bezeichnung einer Person, welche ebensogut anders hätte heißen können. Er gehörte fest zu derselben und bildete eine ihrer Seelenformen, welche besonders nach dem Tode hohe Bedeutung gewann. Infolge der engen Beziehung, welche dergestalt zwischen Name und Träger stattfinden sollte und mußte, wurde der Name vielfach mit Rücksicht auf Erscheinungen gewählt, welche sich bei der Geburt des Trägers abgespielt hatten, vor allem auf Grund von Worten, welche damals ausgesprochen worden waren. So sagte die Göttin Nut, als ihre Tochter Isis geboren wurde: isi („da ist sie") und darum hieß das Kind Isis. Oder die Hebamme sagte zu dem geboren werdenden Kinde: „Bleibe nicht länger im Dunkeln (kaka)" und darum hieß das Kind „Kaka". Es ist dies eine Namensbildung, wie sie ähnlich von den Israeliten bekannt ist. Da sprach beispielsweise Sarah: „Man wird über mich lachen (izahak)" und darum nannte man den Sohn „Izhak", Isaak.

Der Gedanke, daß Wort und Begriff in einem inneren Zusammenhange ständen, hat eine der ägyptischen Schöpfungsmythen in das Leben gerufen. Sobald die schaffensfreudige Gottheit ein Wort aussprach, trat der durch diese Lautverbindung bezeichnete Begriff in das Dasein. Dies war auch dann der Fall,

wenn das Wort in dem Zusammenhange der Rede des Gottes einen ganz anderen Sinn hatte, als denjenigen, welchen der zu schaffende Gegenstand oder das neue Wesen besaß. So sagt der Gott in einem Texte: „Ich gebe dir die Macht, auszusenden deine Boten (hab)", da entstand der Ibis (habi). Oder: „Zu den Völkern des Nordens lasse ich dich dich wenden (ānān)", da entstand der Hundskopfaffe (ānān). Man hat hier die Ansätze zu der hohen Schätzung des Wortes vor sich, welche in hellenistischer und gnostischer Zeit in einer Reihe philosophischer Systeme, in der Logos-Lehre, eine wichtige Rolle spielte, welche auch in den einleitenden Sätzen des Johannis-Evangeliums wiederklingt. Andere Namen setzten den Träger zu Gottheiten in Verbindung, bezeichneten ihn als von der betreffenden Gottheit geliebt, zu ihr gehörig, als ihr Kind, oder verwendeten auch unmittelbar den Gottesnamen ohne Zusatz. Es sollte hierdurch der so Benannte mit besonderem Nachdruck unter den Schutz des jeweiligen Gottes gestellt werden.

Wenn Name und Person in innigem Zusammenhange standen und der Name einen Teil des Ichs der Persönlichkeit bildete, so war es für das ägyptische Empfinden völlig selbstverständlich, daß die Kenntnis des Namens Macht über seinen Träger verlieh. Wer den Namen eines Gottes oder Dämons wußte und ihn in richtiger Weise aussprach, dem mußte das höhere Wesen zu Willen sein. Wer im Jenseits einen Dämon mit Namen rief, dem konnte der Dämon nicht mehr schaden. Wer eine Tür richtig benannte, dem mußte sie sich öffnen. Die Kenntnis der zahlreichen auf diese Weise in Betracht kommenden Bezeichnungen war für den Toten demzufolge äußerst wichtig. Um ihm dieses Wissen zu verschaffen, wurden lange Namenslisten zusammengestellt, in die religiösen Formelsammlungen aufgenommen und an den Grabwänden aufgeschrieben, damit sie der Tote dort jederzeit einsehen und benutzen konnte.

Als Isis beschlossen hatte, sich zur höchsten Göttin aufzuschwingen, da war es ihr Hauptbestreben, den wahren Namen des bis dahin mächtigsten ägyptischen Gottes, des Sonnengottes, kennen zu lernen. Das war nicht ohne weiteres möglich, denn der Gott wußte sehr wohl, daß die Preisgabe des Namens ihn eines Hauptteiles seiner Macht berauben werde, er bewahrte daher seinen wahren Namen als tiefes Geheimnis. Die Benennungen, unter denen er Göttern und Menschen bekannt war, entsprachen diesem nicht, sondern waren von einzelnen seiner Eigenschaften abgeleitet. In der Legende, welche dies alles berichtet und welche in einer Abschrift von etwa 1200 v. Chr. vorliegt, bemerkt der Gott selbst: „Ich bin ein Fürst, der Sohn eines Fürsten, der göttliche Sprößling eines Gottes. Ich bin der Große, der Sohn des Großen. Mein Vater erdachte meinen Namen. Ich bin der Vielnamige, der Vielgestaltige, dessen Gestalt sich in jedem Gotte befindet. Mein Name ward durch meinen Vater und durch meine Mutter ausgesprochen. Dann ward er in mir verborgen durch meinen Erzeuger, damit nicht entstehe ein Zauberer, der mich verzaubern könne." Trotz dieser Besorgnis, welche der Gott selbst hegte, gelang Isis doch ihr Plan. Sie bildete eine besonders gefährliche Schlange und ließ den Gott von dieser stechen. Dann machte sie ihm klar, sie könne das Gift, welches in seinen Körper eingedrungen war und ihm unerträgliche Pein verursachte, nur vertreiben, wenn es ihr möglich wäre, in die Beschwörungsformel den geheimnisvollen Namen des Gottes einzufügen. Um seinen Schmerzen ein Ende zu bereiten, ließ der Gott zu, daß Isis ihn erforsche, daß sein Name aus seiner Brust in die Brust der Isis überginge und diese damit die Mächtigste aller Göttionen wurde.

Wie die Kenntnis des Namens des Gottes Macht über den Gott verlieh, so gewährte die Kenntnis des Namens des Menschen Gewalt über den betreffenden Menschen. Ein Feind brauchte ihn nur in Beschwörungen einzusetzen, um dem Träger Krankheit und Tod zu bringen. Es wäre in dieser Beziehung am folgerichtigsten gewesen, wenn man seinen Namen möglichst verheimlicht und sich gehütet hätte, ihn auf Denkmälern zu verewigen, auf denen ihn noch in ferner Zukunft ein Leser finden und zum Schaden des längst in das Jenseits eingegangenen Trägers ausnutzen konnte. Eine solche Verschweigung bot jedoch auf der anderen Seite derart tief greifende Schattenseiten dar, daß sich der Ägypter im allgemeinen nicht zu ihrer Anwendung zu entschließen vermochte, im Gegenteil umgekehrt für möglichste Verbreitung und Erhaltung seines Namens Sorge trug.

Bei allgemein gehaltenen Weihungen für den Gesamtkreis der Toten kamen allzu viele Empfänger in Frage, als daß sich der Einzelne große Hoffnungen hätte machen können, daß dabei auch etwas auf seinen Anteil kam. So mußte denn die Opferformel, welche einer bestimmten Persönlichkeit Speise und Trank im Jenseits sichern sollte, ausdrücklich an sie gerichtet werden, und mußte man hierzu in der Lage sein, deren Namen an der richtigen Stelle in die Formel einzufügen. So lange Freunde und Verwandte lebten, kannten diese den Namen. In absehbarer Zeit aber mußte diese persönliche Erinnerung aufhören und man auf die Nachwelt und deren guten Willen angewiesen sein. Man suchte sich zunächst durch fromme Stiftungen zu helfen, überließ den Priestern seines Begräbnisortes Ländereien und sonstigen Besitz und legte ihnen dafür die Verpflichtung auf, regelmäßige Opfer darzubringen. Viel Vertrauen konnte man freilich auf lange Innehaltung derartiger Stiftungsverträge nicht hegen. Der Ägypter mußte sich bewußt sein, wie pietätlos er selbst gegen die älteren Generationen und deren Bestimmungen zu sein pflegte, wie wenig Gewicht seine Zeit auf ältere Stiftungen und deren Zweck legte. Er konnte sich daher kaum der Hoffnung hingeben, die Nachwelt werde ihm gegenüber gewissenhafter verfahren. So mußte er denn auf günstige Zufälle hoffen. Er schrieb seinen Namen an möglichst vielen Stellen und möglichst oft nieder. Vielleicht, daß dann ein Vorübergehender in freundlicher Stimmung seiner gedachte und die Opferformel sprach, deren Worte genügten, um im Jenseits die genannten Gaben hervorzuzaubern. Ähnlich wie bei uns gelegentlich auf Wegekreuzen aufgefordert wird, zugunsten des Errichters oder des hier Verstorbenen ein Gebet zu sprechen, so verfuhr nicht selten der Ägypter. Inschriften an in die Augen fallenden Stellen in der Gräberstadt sagten: „Oh ihr Schreiber, ihr Priester, ihr Menschen, die ihr hier vorübergeht, die ihr eure Götter liebt und ehrt, die ihr euer Amt euren Kindern zu vererben wünscht, sprecht die königliche Opfergabenformel zugunsten des Verstorbenen Soundso." Bisweilen findet sich in wechselnder Fassung zum Schlusse der naiv anmutende Zusatz: Ihr könnt dies ruhig tun, denn es wird euch nicht ermüden und euch selbst nützen, wenn ihr diesem Wunsche entsprechend handelt.

Die Zerstörung der Denkmäler und Inschriften der Vorfahren galt als schwere Missetat. Nicht selten findet sich auf den Stelen eine gegen etwaige Schädiger gerichtete Verwünschung: Wer diese Inschrift ver-

nichtet, der soll der Strafe der Götter verfallen, er soll nicht imstande sein, seine Stellung seinen Kindern zu vererben, ein Esel soll ihn vergewaltigen, ein Esel soll seine Frau und seine Kinder vergewaltigen. Trotz derartiger religiöser Verbote und Verfluchungen hat nicht selten persönliche Feindschaft den Verstorbenen über das Grab hinaus verfolgt. Auf einer nicht unerheblichen Zahl von Denkmälern ist bereits im Altertume der Name des Verstorbenen ausgekratzt und unlesbar gemacht worden. Sogar von Staatswegen wurde eine derartige Namenszerstörung gegen mißliebige Wesen zur Anwendung gebracht Als Amenophis IV. um 1450 v. Chr. den Versuch machte, der Verehrung der Sonnenscheibe die erste Stelle im ägyptischen Kulte zu verschaffen, da widersetzten sich vor allem die Amonspriester dem Könige. Dieser wandte sich daher persönlich gegen ihren Gott und ließ in den Tempeln und Gräbern den Namen des Amon zerstören. Als der König gestorben war und kurz darauf seine religiösen Bestrebungen völlig aufgegeben wurden, rächten sich die Amonsanhänger für die Verketzerung ihres Gottes. Sie begnügten sich nicht damit, in den verstümmelten Inschriften den Namen des Amon wieder herzustellen. Sie zerstörte außerdem den Namen des ihrem Gotte feindlich gesinnten Königs auf seinen Denkmälern.

Der Name galt als einer der unsterblichen Bestandteile des Menschen und besaß damit, wie alle übrigen Seelenformen, eine eigene Individualität. Um die Wiederherstellung des Menschen im Jenseits in seiner ursprünglichen Gestaltung zu ermöglichen, war es erforderlich, daß dort sein Name zur Hand war. Es wurde daher auf dessen Gedeihen (wie die Pflanze) sehr großes Gewicht gelegt. Bereits in den Inschriften der Königspyramiden des dritten Jahrtausends v Chr. findet sich eine diesbezügliche Formel. Sie beginnt: „Oh großer Götterkreis, der da weilt in Heliopolis, gib, daß gedeihe der Verstorbene wie da gedeiht der Name des Gottes Tum. Es gedeiht der Name des Gottes Schu, es gedeihe der Name des Verstorbenen.“ In ähnlicher Weise fährt der Text fort. Er führt zahlreiche Götter auf, deren Name gedeiht, und erklärt, ebenso habe der Name des Verstorbenen zu gedeihen. War doch nach der Lehre der Pyramidentexte, welche auch späterhin in Ägypten maßgebend blieb, der Tote durch seine Zauberkraft und besonders durch das Verzehren der Götter und ihrer heiligen Zeichen nicht nur zu einem Gotte geworden, sondern hatte gleichzeitig die Macht und die Eigenschaften aller sonstigen Götter in sich aufgenommen. Hieraus ergab sich ohne weiteres, daß alles, was diesen zuteil wurde, sofort auch ihm geschah. Dementsprechend bot die Tatsache des Gedeihens des Gottesnamens für ihn die unbedingte Gewähr, daß auch sein Name gedeihe und ewiglich gedeihen werde.

Die religiöse Bedeutung des Namens war bereits in der Pyramidenzeit eine ungemein große. Der Name wurde daher in diesen Texten wie auch fernerhin geradezu zu dem Ka des Menschen in Parallele gesetzt. Dieser Ka aber war von allen Seelengestaltungen die bei weitem wichtigste. Er entsprach äußerlich und innerlich dem Menschen und wurde gleichzeitig mit ihm in Menschengestalt geboren. Bei dem Tode verließ er seinen Menschen, galt als unsterblich und bildete im Jenseits die eigentliche Persönlichkeit des Toten, welche dieser nach längeren Wanderungen in jener Welt antraf, um sich aufs neue mit ihr zu vereinigen. Identisch ist der Name mit diesem Ka nicht, wie überhaupt in Ägypten niemals zwei Seelenarten, mochten sie sich noch so sehr ähneln, noch so sehr in ihren Eigenschaften und Äußerungen decken, als tatsächlich gleich betrachtet wurden, vielmehr stets ihre Selbständigkeit sich bewahrten. Aber, gleichwertig sind Name und Ka, die Rückgewinnung des Namens durch den Toten, nach der Loslösung der Seelenarten von seinem Ich im Augenblicke des Ablebens, galt als äußerst wichtig. Die verschiedensten Gottheiten wurden um ihre Beihilfe bei diesem Bestreben angegangen und erfüllten auf die Zauberformeln des Verstorbenen hin sein Verlangen.

Nicht nur durch Zaubersprüche und die Anrufung von Göttern und Menschen suchte man die Erhaltung des Namens zu erringen, auch ein Amulett sollte dabei mithelfen. Das Bildzeichen für das Wort Name ist die sogenannte Kartusche, der Namensring, welcher in der Schrift dazu dient, die Namen der Könige zu umschließen. Dieses Bildzeichen formte man in flacher Gestalt aus glasierter Kieserde und brachte in seiner Umrahmung denjenigen Namen an, welcher dauernd erhalten bleiben sollte. Eine solche Einzeichnung konnte freilich wiederum eine uns bereits bekannte Gefahr im Gefolge haben. Der betreffende Name blieb auf diese Weise allgemein bekannt und diese Veröffentlichung konnte gegebenenfalls dazu führen, daß Mißbrauch mit ihm getrieben wurde. So verzichteten vorsichtige Leute lieber darauf, ihren Namen in den Namensring einzufügen. Sie sprachen ihn nur unter Verwertung von Zauberformeln während oder nach der Herstellung des Amulettes über ihm aus, so daß er in dasselbe eindrang und damit in ihm gebannt war. Hierdurch blieb er in dem Amulette erhalten, aber ein Feind, welcher sich des Amulettes bemächtigte, konnte nicht erkennen, wie der in Frage kommende Name eigentlich lautete, er konnte ihn nicht rauben und zum Schaden des Namensträgers verwerten.

Es haben hier, wie bei der Namensaufzeichnung überhaupt, zwei entgegengesetzte Empfindungen dauernd im Empfinden des alten Ägypters miteinander gerungen. Auf der einen Seite der dringende Wunsch, den Namen zu erhalten, um hierdurch dem Menschen den Fortbestand einer seiner ewigen Seelen auch hier auf Erden zu sichern und Opfergaben zu seinen Gunsten zu veranlassen. Auf der anderen Seite die angstvolle Besorgnis, sich gerade durch diesen Fortbestand des Namens zu schädigen, einen wichtigen seiner unsterblichen Bestandteile seinen Feinden und ihrem Zauber preiszugeben. Es waren ganz ähnliche widersprechende Erwägungen, wie sie bei der Herstellung und Aufstellung von Bildwerken einer Persönlichkeit auftraten, und welche hier wie dort nicht nur im Denken und Fühlen, sondern auch im Handeln dem ägyptischen Volke einen zwiespältigen Charakter aufdrückten und aufdrücken mußten.

Noch manche weitere Angabe über Bild und Wort kann aus den ägyptischen Texten gewonnen werden. Das Angeführte wird aber genugsam die Tatsache beweisen, welche hier zur Erörterung stand. Der Name war für den alten Ägypter nicht ein beliebiges Phantasieerzeugnis, das Bildnis nicht ein aus künstlerischer Schaffensfreude hervorgegangener Versuch, die Gestaltung eines Wesens vorzuführen und der Zukunft zu erhalten. Name und Bild standen mit der genannten oder dargestellten Persönlichkeit in innigem Zusammenhange und Wechselwirkung. Sie waren Gebilde, welche dem Sympathiezauber nicht nur zur Grundlage dienen konnten, sondern hierzu vielfach ausdrücklich bestimmt waren.

Die entwickelten Gedankengänge haben an den Ufern des Nils geherrscht, solange sich das ägyptische

Volk überhaupt geschichtlich als selbständiges Kulturvolk verfolgen läßt, also vom vierten Jahrtausend v. Chr. an hinab bis in die römische Zeit. Da der alte Ägypter in allen mehr oder weniger religiösen Dingen peinlich konservativ zu sein pflegte, so werden auch diese Vorstellungen ein Erbstück sein aus noch weit älteren Zeitläuften, aus den ältesten Zeiten des Volkes überhaupt. Diese Tatsache muß es dem Ägyptologen nahelegen, von ihr ausgehend Schlüsse auch auf andere Völker und Stämme zu ziehen. Er wird die Vermutung hegen, daß auch die Darstellungen in den vorhistorischen Höhlen nicht nur Erzeugnisse spielerischer Freude am Wiedergeben des Geschauten sind, daß sie vielmehr sehr wesentlich mit Magie und Sympathiezauber, also mit religiösen Vorstellungen im Zusammenhange standen.

Am Dienstag, den 16. Januar 1917, hielt die Gesellschaft ihre Hauptversammlung ab. Aus dem Berichte des Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Verworn, geht hervor, daß die Gesellschaft im vergangenen Geschäftsjahre 5 Mitglieder durch den Tod verloren hat, daß die Zahl der Mitglieder also auf 109 gesunken ist. Die Sitzungen der Gesellschaft konnten regelmäßig stattfinden. Nach der Rechnungsablage wurde dem Schatzmeister, Herrn Bankdirektor Steinberg, Entlastung erteilt. Der bisherige Vorstand wurde durch Zuruf wiedergewählt.

Sodann sprach der zeitige Rektor der Universität, Herr Geheimrat Ribbert, über Geburtenrückgang und Bevölkerungsfrage.

Der Geburtenrückgang, der sich seit einigen Jahrzehnten auch in Deutschland bemerkbar gemacht hat und in letzter Zeit stärker wird, ist bisher vorwiegend in Kreisen aufgetreten, die sehr wohl eine größere Zahl von Kindern aufziehen könnten, die ärmeren Schichten sind noch wenig beteiligt. Der Grund für den Rückgang liegt also nicht in der Not, sondern in dem Wunsche nach einem bequemeren Leben. Dazu kommt die Berufstätigkeit der Frau, die sich mit einer größeren Familie nicht vereinigen läßt, die Freude am Kinde und die Gesundheit beeinträchtigt und zu später, für die Fortpflanzung ungünstiger Ehe führt. Was läßt sich gegen den Rückgang tun? Ein Verbot der empfängnishindernden Mittel wird teils nichts helfen, teils die Verbreitung der eine Verminderung der Fortpflanzung herbeiführenden Geschlechtskrankheiten befördern. Wichtig wäre die Einführung frühzeitiger Ehen, aber dem stehen u. a. unsere wirtschaftlichen Verhältnisse und der Frauenberuf entgegen. Besonders viel verspricht man sich von Geldunterstützungen kinderreicher Ehen, durch Steuernachlaß, steigende Beiträge für jedes weitere Kind usw. Aber die Kosten sind außerordentlich hoch, und die an dem Geburtenrückgange bisher beteiligten Kreise lassen sich dadurch nicht beeinflussen. Eher ist zu hoffen, daß die Unterstützungen den Übergang auf die weniger bemittelten Volksschichten hemmen werden. Doch spielen auch in ihnen Rücksichten auf ein bequemeres Leben eine Rolle. Wie kann man nun auf den Geburtenrückgang in den Familien einwirken, in denen er sich bisher gezeigt hat? Man denkt an ethische Ermahnungen, aber die werden in einer solchen elementaren Frage nicht beachtet. Ferner an religiöse Einflüsse, die sicherlich vielfach maßgebend sind und es erklären, daß im Katholizismus der Rückgang bei uns noch wenig hervorgetreten ist. Aber das wird nicht von Dauer sein; das katholische Frankreich hat das Zweikindersystem' in Deutschösterreich nehmen die Geburten beständig erheblich ab, ebenso in Elsaß-Lothringen und Belgien, bei uns noch wenig, aber es wird auch hier kommen. Man kann die Familien auf ihre Verpflichtung gegen den Staat verweisen, der nur bei ausreichender Kinderzahl bestehen kann. Aber dadurch wird man die Eltern nicht zu vermehrter Kinderzahl bringen. Durch Ermahnungen aller Art wird man also den Geburtenrückgang nicht bessern. Daher denkt man immer wieder ans Geld. Aber das ist kein ideales Vorgehen und nur berechtigt, wenn das Ziel sicher gut ist. Aber ist das unzweifelhaft? Muß das Volk unbegrenzt an Zahl zunehmen? Wie ist es in der Tierwelt? Hier ist die Erhaltung der Art maßgebend, und das gilt auch für den Menschen. Aber dazu ist keine unbegrenzte Vermehrung erforderlich, bei einer Zahl von durchschnittlich vier Kindern wird ein Volk ausreichend zunehmen. Eine weitergehende Einschränkung ist falsch, ist krankhaft. Mit vier Kindern ließe sich der an sich berechtigte Wunsch nach einem an allem Guten und Schönen teilnehmenden Leben genügend vereinigen. Fraglich aber ist, ob es gelingt, auch nur diese Durchschnittszahl durchzusetzen. Ergänzend können die Bestrebungen nach Beseitigung aller das Leben der Kinder bedrohenden Krankheiten eintreten, aber dadurch wird natürlich der Geburtenrückgang nicht beseitigt, sondern nur verdeckt. So sind die Aussichten, durch unsere Bemühungen den bisherigen Geburtenrückgang zu hemmen, gering. Wir werden aber durch jene Unterstützungen Sorge tragen müssen, daß er nicht auf weitere Kreise übergreift, daß der jetzt noch vorhandene Überschuß bestehen bleibt. Wir hoffen, daß der gesunde Kern unseres Volkes sich einem weiteren Geburtenrückgang versagt; wir hoffen es, weil wir überzeugt sind, daß dem Deutschtum im Wettbewerb der Völker noch eine große Rolle vorbehalten ist.

Im Anschluß an den Vortrag bemerkte Prof. Landsberg, bei der heutigen Lage der Dinge handle es sich nicht bloß um Hebung der ehelichen Geburten, sondern man müsse auch die, prozentual keineswegs ganz geringe, außereheliche Geburtenziffer möglichst auszunutzen und zu fördern bestrebt sein. Das könne leichter gelingen, denn dafür sei nur gegen ein ohnehin im Schwinden begriffenes und ungerechtes soziales Vorurteil anzugehen, besonders etwa durch juristische Mittel. Als solche kämen formal in Betracht die Abänderung der unglücklich schroffen Fassung vom Landesgesetzbuch § 1589, Abs. 2, und sachlich die Erhöhung der regelmäßig recht knappen Alimenten-Ansätze in der gerichtlichen Praxis. — Daß es sich bei den unehelich Geborenen nicht sowohl um ein von Geburt ab durchschnittlich minderwertiges Material handele — wie das gegenüber den Bemerkungen Landsbergs vorgebracht wurde —, sondern vielfach um durchaus brauchbare und kräftige Menschen, wenn es nur gelinge, sie in frühester Kindheit bei Leben und Gesundheit zu erhalten, wurde von Prof. von Franqué bestätigt.

Diesem letzteren erscheint als erste Aufgabe, wenigstens die einmal geborenen unehelichen Kinder, von denen jetzt noch mindestens 50 Proz. vorzeitig zugrunde gehen, zu erhalten, was ganz gut möglich wäre, wenn sie vom Tage der Geburt ab als „Kinder des Staates" unter dessen Fürsorge genommen und für ihn erzogen würden, wie dies in Ungarn längst geschieht.

Ausgegeben am 31. Mai 1917.